Der Muttergedanke als Zeitausdruck in neuerer Literatur

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
genehmigt
von der Philosophischen Fakultät
der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Bonn

von

INGEBORG HEITING

Buchdruckerei Orthen, Köln, Antoniterstraße 10.

1938

Referent: Professor Dr. K. J. Obenauer

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen toten Eltern und
meinen Pflegeeltern in
Dankbarkeit.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546422_0083

Uebersicht.

I. Einführung 7

II. Vom Wesen des Muttergedankens und seinen zeitgeschichtlichen Verwandtschaften 9

III. Geistesgeschichtliche Erscheinungsformen des Muttergedankens 20

A) J. J. Bachofen 20

B) L. Klages 22

C) E. Bergmann 24

IV. Literarische Erscheinungsformen des Muttergedankens . 28

A) G. Hauptmann 28

B) H. Hesse 33

C) E. Wiechert 41

V. Wandlung des Muttergedankens 49

E. G. Kolbenheyer und H. Carossa 49

VI. Schlußwort 53

Uebersicht.

I. Einführung.

Die folgende Arbeit ist angeregt durch einen Aufsatz von K. J. Obenauer[1]): „Das neue Frauenbild". Der genannte Aufsatz stellt sich in bewußten Gegensatz zu der Lehre Ernst Bergmanns, die den Vorrang des Muttertums vor dem Vatertum nachweisen will und darin die Grundlage einer neuen Kultur sieht. Diese Bestrebungen haben ihre Vorläufer in der jüngeren deutschen Dichtung. Obenauer zeigt solche Züge auf in den Werken von G. Hauptmann und H. Hesse. Er zeigt aber zugleich, wie die innere Wandlung der gegenwärtigen Kulturwende auch das Mutterbild der Dichtung umgestaltet, ihm zwar die Vorherrschaft über das Männliche nimmt, zugleich aber den rechten Platz in der Seinsordnung zuweist und ihm damit seine natürliche Würde zurückerobert. Beispiele bieten Kolbenheyer und Carossa. Bei einer gesunden Gemeinschaftsordnung kann das Muttertum nicht mehr in der gleichen Weise den Primat beanspruchen wie bei der merkwürdigen Erscheinung der Mutterherrschaftsbestrebungen. Dieser Erscheinung hat die vorliegende Arbeit zunächst sich zuzuwenden.

Welches aber sind die allgemeinen geschichtlichen Bedingungen, die den Nährboden abgegeben haben für den Mutterherrschaftsgedanken?

Da dieser Gedanke erst nach der Jahrhundertwende auftaucht — abgesehen von den Theorien Bachofens, die ihr Begründer schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zwar, aber unter ganz anderen Voraussetzungen fand, und die allerdings bezeichnenderweise erst nach der Jahrhundertwende zur Geltung gelangen — wird es sich darum handeln, die Vorkriegszeit zu charakterisieren in ihrer Geistes- und Seelenlage und zu zeigen, wie sie sich auswirkt im Verhältnis der Geschlechter zueinander. Alsdann sollen die geistesgeschichtlichen, bzw. philosophischen Erscheinungsformen des Muttergedankens betrachtet werden: Bachofen, Klages, Bergmann.

Damit ist der Hintergrund gegeben, vor dem der wesentliche Teil der Arbeit, die Darstellung der Funktion des Muttergedankens in der Dichtung, entwickelt werden kann, und der ständig fühlbare Zusammenhang mit diesem Hintergrund wird zu vertiefter Einsicht verhelfen.

---

1) in „Der Tag", 19. Juli 1934.

Das Thema bedingt die Auswahl und die Abgrenzung der für die Untersuchung in Frage kommenden Literaturwerke. Es kann sich nicht darum handeln, jede Dichtung, die irgendwie das Muttertum in ihren Bereich zieht, zu untersuchen, sondern nur solche, die das Muttertum heraushebt aus seiner Anonymität und es zum Sinnträger einer erstrebten Lebensform macht. Diesem Gesichtspunkt entsprechen die im oben erwähnten Aufsatz von Obenauer angeführten Autoren.

Die Untersuchung wird sich also im wesentlichen auf Hauptmann, Hesse — unter Hinzunahme von Wiechert —, Kolbenheyer und Carossa zu beschränken haben. Es wird in dieser Reihenfolge, die ungefähr chronologisch ist, eine in positiver Richtung verlaufende Linie vom Wahnbild der Mutterherrschaft zu dem neuen, unter völkischem Blickwinkel gesehenen, in die natürlichen Lebenszusammenhänge eingeordneten Mutterbild sichtbar werden.

Eine abschließende Zusammenfassung wird dieses Mutterbild unserer Kulturwende gesondert herauszustellen haben und das kostbare, neu Eroberte abgrenzen von Gefährdungen, die ihm drohen aus dem noch nicht zu Ende geführten Ringen unserer Zeit.

II. Vom Wesen des Muttergedankens und seinen zeitgeschichtlichen Verwandtschaften.

Betrachten wir den Primat des Muttertums, wie er sich darbietet in den eingangs umschriebenen Ausmaßen, lediglich als Phänomen, ohne zunächst zu fragen nach seinen Ursachen, so offenbart er sich dem unverbildeten Anschauen als ein Mißverhältnis in der Zueinanderordnung von „männlich" und „weiblich", von Mann und Frau. Die Aufspaltung in Geschlechter ist ein Wesensmerkmal der organischen Welt. Innerhalb des Menschlichen aber läßt sie sich nicht nur aufweisen insoweit als der Mensch Anteil hat am organischen Bereich, sondern sie kennzeichnet ebenso die Bereiche der geistigen Welt, die dem Menschen offenstehen, und zwar insoweit er sie gestaltend erobert. Deshalb muß auch jede Kultur mitbestimmt sein von diesem Dualismus, sei es in harmonischer Ausgeglichenheit, Spannung oder offenbarem Mißverhältnis. In der Zeit vor dem Umbruch zeigt sich nun eine tiefe Unsicherheit in den Fragen der Geschlechterbeziehung, die ihren Ausdruck findet in weitgehenden und widerspruchsvollen Erörterungen über Wesen und Sinn des Weiblichen und der Geschlechtsunterschiede. „Unsere Zeit . . . . hat die Geschlechterfrage recht übersteigert, verschärft und auf die Spitze getrieben, wie eben alle Zeiten, in denen ein Wechsel der Macht- und Herrschaftsverteilung zwischen den Geschlechtern sich anbahnt." [1])

Ein Symptom für die falsche Stellung von Mann und Frau zueinander und innerhalb der kulturellen Situation ist die Frauenbewegung, die sich keineswegs erklären läßt aus nur wirtschaftlichen und sozialen Ursachen, sondern — wie so manche Unordnung in der Kultur — letztlich im Geschlechterproblem ihre Grundursache hat, aus der sich alle Teilursachen ableiten lassen. Damit erweist sie sich als dem Primat des Muttergedankens im Grunde verwandt, so verschieden auch die beiden Erscheinungen in ihrer Prägung, ihrer Strebung und ihren Auswirkungen sein mögen. Die leidenschaftlichen Kämpfe der Frauenbewegung um „Gleichberechtigung" zeigen deutlich, wie wenig eine wesenhaft richtige Zuordnung von Mann und Frau verwirklicht war — und es bleibe vorerst dahingestellt, wie viel oder wie wenig die heißerstrebte und oft mißverstandene Gleichberechtigung ihrerseits einer solch richtigen Zuordnung entsprach.

---

1) E. W. Meyer: Vom Sinn und Wesen der Geschlechter. Bonn 1925 S. 1.

Um die Erscheinungen der zunächst instinktiv erkannten falschen Zuordnung wertend zu verstehen — und soweit es sich um den Muttergedanken handelt, gehört dies zu den Aufgaben dieser Untersuchung — muß die Frage nach der richtigen Zuordnung der Geschlechter beantwortet werden, weil sich so erst der für die Wertung gültige Maßstab ergibt. Damit stehen wir vor der Frage nach dem Wesen von Mann und Frau, deren Beantwortung eine solche Vielfalt verschiedenster Lehrmeinungen hervorgebracht hat, daß für die Sichtung eine besondere Arbeit erforderlich wäre. Es wurde bereits erwähnt, daß sich besonders die in Frage stehende Zeit um dieses Problem bemüht hat. Und zwar galt ihr Bemühen bezeichnenderweise fast ausschließlich der Wesensart des Weiblichen, da die bisherige Wissenschaft männliche Wesensart genugsam zu kennzeichnen schien. Wenn wir von den Ergebnissen der tendenziös gehässigen Untersuchungen von O. Weininger, P. J. Möbius und E. F. W. Eberhard absehen (von denen die erstere in Methode und Findungen typisch jüdische und von allen natürlichen Seinsgrundlagen abgelöste Haltlosigkeit verrät), so bleiben als wesentliche Arbeiten weitläufige Untersuchungen der Frauenpsyche [2]), die zwar dem allgemeinen psychologischen Interesse der Zeit entgegen kamen, aber die Wesensfrage doch unberührt ließen. Einen Fortschritt bedeutet demgegenüber die Feststellung, daß „die Frau ein metaphysisch Anderes ist als der Mann“ [3]), und die Ueberzeugung, es sei unmöglich, „daß mit einer . . . psychologischen — geschweige denn experimentalpsychologischen Methode — der Frage nach dem Was von Mann und Weib sich wird beikommen lassen. Erst die Methode der Wesensschau“ [4]) wird das ermöglichen. Von Wesensschau geleitet war sicherlich die Erkenntnis des Geschlechterverhältnisses als Polarität. Dieser „von der Romantik wiedergefundene Gedanke der Polarität“ [5]), der übrigens schon als Wesensbestimmung der Mann-Frau-Dualität bei den um dieses Problem bemühten Romantikern in Geltung stand, wird getragen von einer Geistesströmung, unter deren Einfluß „unsere Epoche im Zeichen neuer Wiederkunft der Romantik steht“ [6]) und die noch zu erwähnen sein wird. Die unbedingte Gleichwertigkeit und das einander Bedingende der Geschlechter werden in ihrer Bestimmung als Polarität zwar treffend ausgedrückt, bei näherem Zusehen jedoch kann kein Zweifel sein, daß das Geschlechterverhältnis in diesem Bilde nicht restlos ausgedrückt wird — zudem liegt in der häufigen Verquickung mit anderen polar gefaßten Beziehungen, wie Geist-Materie, Geist-Seele und dergleichen eine Gefahr. Schließlich bezeichnet die polare Spannung einen reinen Gegensatz, und von der Konzeption der Geschlechter als „in ihrem

---

2) G. Heymanns, W. Liepmann, O. Lipmann etc.
3) E. Hammacher: Hauptfragen der modernen Kultur. Leipzig, Berlin 1914. S. 7.
4) E. W. J. Meyer: a.a.O. S. 5.
5) W. Deubel: J. Bachofen und die Gegenwart. Schweizer Monatshefte. 6. Jahrg. 1926. S. 474.
6) W. Deubel: a.a.O. S. 473.

ideen- und wesenhaften Seinsgrunde absolute Gegensätze“ [7]) ist es nur ein kleiner Schritt zu dem „geheimen Urkrieg der Geschlechter, schweigend, erbittert, ohne Versöhnung, ohne Gnade“ [8]).

Eine weit tiefere und wesensgemäßere Bestimmung erreicht Th. A. Walter in dem Buche „Seinsrhythmik“ [9]), wo eine Wesensdeutung der Geschlechter mittels der metaphysischen Kategorien „Da-sein“ und „So-sein“ versucht wird. Ihr Zueinander wird gesehen nach „Art des Ineinander oder Zueinander von Dasein und Sosein, deren Gegebenheit sich in allem offenbart, was geschaffen ist, das eine als die Tatsache, das andere als die Besonderheit des Bestehens“ [10]). Dabei wird in der „Zuordnung von So und Da kein Gegensatz, sondern allgemein ein Gesetztes und Mitgesetztes“ [11]) erkannt. Wie aber in der „seinsmächtigen“ rhythmischen Ineinanderordnung von Dasein und Sosein jedes real Seiende erst als Seiendes realisiert wird — wobei sich das In- und Zueinander von Dasein und Sosein als seinsschöpferisch erweist — so werden auch Mann und Frau als für sich bestehende Wesen von dem Seinsrhythmus, bestehend aus b e i d e n Komponenten, getragen. Denn es gibt kein Dasein ohne Sosein und kein Sosein ohne Dasein.

Wo immer aber in der Natur es sich um g e s c h l e c h t l i c h e s Sein handelt, tritt das weibliche als prävalent d a s e i n s b e t o n t e r Dasein-Sosein-Rhythmus und das männliche als prävalent s o - s e i n s b e t o n t e r Dasein-Sosein-Rhythmus auf. Nur so können die Geschlechter ihre Bestimmung erfüllen, durch ihr Zueinander wieder einen Dasein-Sosein-Rhythmus zu verwirklichen, der im höchsten Sinne seinsschöpferisch ist: weil einmal diese Zuordnung der Gliedrhythmen von Mann und Frau Menschsein in vollendetster Form offenbart und sodann bestimmt ist, neues Sein hervorzubringen. Dasein und Sosein sind nicht koordiniert, sondern verhalten sich wie das Fundament des Seins zu seiner ausdifferenzierten Abgipfelung. So hat sich der Letztrhythmus, wie er den Geschlechtern zur Verwirklichung aufgetragen ist, zu vollziehen in Subordinationsordnung. Es ist offenbar, daß hier Daruntersein und Darübersein nicht im Sinne von Wertungen verstanden sein können. Denn „nicht jede Unterordnung ist der fundamentbegründenden Unterordnung in der Seinsrealisierung oder dem Sinn eines daseinsbetonten Gliedrhythmus gleichzusetzen“ [12]).

Es ist interessant zu sehen, wie E. W. J. Meyer in seinem schon erwähnten Buche zu ähnlichen Feststellungen kommt: „Fand sich im Biologischen das Weibliche als das Ursprünglichere und Aeltere vor, so ist es im Methaphysischen gerade umgekehrt. Hier nämlich hat das Männliche den Vorrang. (A n m e r k u n g : Vorrang ist

7) E. W. J. Meyer: a.a.O. S. 93.
8) O. Spengler: Der Untergang des Abendlandes, München 1929, II. S. 402.
9) Freiburg 1932.
10) a.a.O. S. 18.
11) a.a.O. S. 114.
12) a.a.O. S. 154.

hier noch keineswegs wertend zu verstehen.)“ [13]) Da diese Ineinanderordnung von Mann und Frau in Subordination eine freie ist, kennzeichnet sie den Geistanteil des Menschen. Denn „die Befähigung zu Subordination“ ist geradezu „ein Merkmal des Geistes“ [14]). Von hier aus fällt „ein sicher orientierendes Licht auf Frauenbewegung und Volksbewegung, auf das Gebilde der Familie und der Staaten. Das Schwinden der Subordinationskraft ist ein Hinschwinden der Geisteskraft, ein Sinken in Sinnesleben bei Streben zur Koordination und ein Verfluten in Materialismus beim Widerspiel der Gegensätze“ [15]).

Von diesem Standort aus wird deutlich, wie die beiden genannten Erscheinungsformen einer nicht der Seinsordnung entsprechenden Zuordnung von Mann und Frau in der in Frage stehenden Zeitlage, nämlich Muttergedanke und Frauenbewegung, letzten Endes zu werten sind. Beide erstreben betonte Erhöhung des Weiblichen, und doch können sie nur eine Verzerrung des natürlichen Bildes erreichen. Denn „die frauliche Subordinationsstellung ist . . . als solche . . . wegen des Realisierungssinnes des Seinsgefüges, in das sie Dasein spendend eingeordnet ist, ein durchaus Positives, eine Weltkraft, der dem persönlichen Soseinssinne des Mannes kongeniale persönliche Daseinssinn des Fraulichen. Sie bedeutet daher für die Frau eo ipso im Tiefsten immer eine Würde, eine naturgeborene Krone.“ [16])

Da nun der metaphysische Standort bezeichnet ist, von dem aus betrachtet der Muttergedanke seine letztgültige Wertung erhält, mag die Frage aufgeworfen sein nach der Ursache für sein Entstehen und seinen Einfluß. Obenauer nennt diese Ursache: Müdigkeit am Geist, die sich einen Ausdruck schafft im Muttergedanken. Diese Formel, geprägt aus einer Haltung, die durchaus positiv geistbejahend ist, hat als negative Bestimmung volle Gültigkeit. Sie zwingt zu der Frage: welcher Art war denn der Geist, an dem die Zeit und die Menschen müde werden konnten, vor dem sie flüchten mußten in den vereinseitigten Muttergedanken hinein? Denn: „nur mutterlose Zeiten rufen nach der Mutter — nur tief unmütterliche können die Mutter als Zeitforderung aufstellen“ [17]). Unmütterlich allerdings war jene Zeit, die die Hybris des Intellekts darstellte im einseitig männlichen Charakter der Zivilisation. Es zeigt sich, daß auf der einen Seite der Rationalismus in den Wissenschaften die Endform jener Geisteseinstellung bedeutet, die als einzige Erkenntnisquelle die ratio gelten läßt, die, losgelöst von allen übrigen Seelenmächten, zwar feinste analytische Methoden entwickelt, aber letzten Endes durch den „Verfall an den Teil“, wie ihn ständige Analyse bedingt, sich gegen

13) a.a.O. S. 60.
14) a.a.O. S. 117.
15) a.a.O. S. 117.
16) a.a.O. S. 168 f.
17) G. v. Le Fort: Die ewige Frau München 1934. S. 99.

sich selbst richten muß im Skeptizismus und Nihilismus. Es ist offenbar, daß dies taghelle Licht des zersetzenden Geistes keinen Raum der Ehrfurcht und dem Instinkt ließ für das Dunkle und Geheimnisvolle der der mütterlichen Kräfte. Auf der anderen Seite bestimmte der Materialismus das Weltbild, das er sich ganz in Atome auflösbar dachte; Bewußtsein und Denken wurden gesehen als Funktion dieser Atome, und Kunst gar als die „biologische Reaktion animalischer Nervensubstanz“ [18]). Vorwärts getrieben durch die Fortschrittsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts hatte die Technik Ausmaße erreicht, daß sie als „Ausdruck des menschlichen Machtwillens in seiner Wendung gegen die Natur“ [19]) zur äußersten Naturentfremdung führen mußte, ja selbst zur Naturzerstörung. Denn „die Fülle der Erde verdorrt vor ihrem giftigen Anhauch“ [20]). Eine Zeit, deren ökonomischer Rationalismus Kultur nur begreifen konnte als „Umwandlung von Rohenergie in Nutzenergie“ [21]), mußte allerdings der echten Kultur verlustig gehen in demselben Maße, wie sie den Sinn verlor für „den schimmernden Farbenreichtum seelischer Werte: des Blutes, der Schönheit, Würde, Inbrunst, Anmut, Wärme, Mütterlichkeit“ [22]).

Weltanschaulicher Liberalismus wollte den Menschen gelöst wissen aus allen Bindungen des Blutes und des Volkstums. Dafür geriet er im hemmungslosen Utilitarismus des kapitalistischen Denkens so sehr unter die Herrschaft der nur im „Mechanischen und Rechenbaren“ [23]) bleibenden Maschine und des Geldes, daß das Reich der Lebendigkeit, Natur und Menschlichkeit als „längst vergessene Kinderei“ [24]) erscheinen mußten vor dem „Geist der Bilanz“, der über allem thronte.

Inmitten eines solchen Weltbildes, im „Greisentum der . . . Zivilisation“, wird schließlich eine allgemeine Müdigkeit Platz greifen, und, sofern nicht die Seele vollends in der Mechanisierung des Lebens erstarrt ist, „verliert sie, müde, verdrossen und kalt, die Lust am Dasein und sehnt sich . . . aus tausendjährigem Lichte wieder in das Dunkel urseelenhafter Mystik, in den Mutterschoß, ins Grab zurück“ [25]).

Diese Müdigkeit fand in Kulturpessimismus und Untergangsstimmungen ihren Ausdruck, deren endgültiges Dokument Spenglers „Untergang des Abendlandes“ wurde. Dieses Buch, zwar vor dem Kriege schon konzipiert, erschien erst nach dem Kriege und konnte nur deshalb so stark wirken, weil man unmittelbar unter dem Eindruck des großen Schiffbruchs stand, den die Zivilisation und alle in ihr zum Ausdruck kommende Hybris erlitten hatten.

18) H. Marquardt: Problem der Kunst. Dresden 1928. S. 245.
19) A. Seidel: Bewußtsein als Verhängnis. Bonn 1927. S. 106.
20) L. Klages: Mensch und Erde. Jena 1929. S. 12.
21) W. Ostwald, zit. n. H. Leisegang: Deutsche Philosophie im 20. Jahrhundert. Breslau 1928. S. 21.
22) L. Klages: a.a.O. S. 34.
23) L. Klages: a.a.O. S. 63.
24) E. Diesel: Der Weg durch das Wirrsal. Stuttgart 1926. S. 103.
25) O. Spengler: Untergang des Abendlandes. München 1929. I. S. 144.

Es war die konforme Ausprägung des Zeitgeistes und wollte als solche verstanden sein [26]). Spengler verzichtete auf absolute Standpunkte und proklamierte als seine Grundhaltung den Skeptizismus, diesen „Ausdruck einer reinen Zivilisation" und „Symbol unseres dem Ende sich zuneigenden Seelentums" [27]). Zivilisation wird hier gefaßt als „das unausweichliche Schicksal einer Kultur" [28]), und die Begriffe Kultur und Zivilisation, „die bis jetzt einen unbestimmten Unterschied ethischer Art zu bezeichnen hatten", stehen „als Ausdrücke für ein strenges und notwendiges Nacheinander" [29]). Kulturen sind Organismen, und wie diese unterliegen sie dem organischen Ablauf von Entstehung, Jugend, Alter und Tod. Spenglers ganze Geschichtsbetrachtung bietet sich dar als „Morphologie der Kulturen", und in dieser biologischen Ganzheitsschau kündigt sich etwas vom Umbruch des bisherigen Denkens an, so sehr im übrigen sein untergangsgestimmter Fatalismus „ein Symptom in der Krankheitsgeschichte der deutschen Bildung" [30]) sein mag. Von diesem Umbruch des Denkens zeugt auch die scharfe Unterscheidung von Kausalität und Schicksal. Mit der Kategorie der Kausalität sind Zusammenhänge des Geschehens innerhalb des Mechanischen zu fassen. „Kausalität ist das Verstandesmäßige, Gesetzhafte, Aussprechbare, das Merkmal unseres gesamten verstehenden Wachseins." [31]) Schicksal aber bedeutet die teleologische Struktur des Organischen, ist „eine organische Logik, eine instinkthafte, traumsichere Logik allen Daseins" [32]) und „eine unentrinnbare Notwendigkeit des Lebens" [29]). Das Schicksal also bestimmt die innere Folgerichtigkeit in der Entwicklung der Kulturen [33]). Diese vom bisherigen Denken der Zeit abweichende Betrachtung des Organischen eröffnet aber auch den Zugang zu dem tiefinneren Widerspruch, an dem Spenglers Werk krankt:

Einerseits wendet er sich mit leidenschaftlichem Protest gegen alle zerstörerischen Mächte der Zivilisation, denn „in der Schicksalsidee offenbart sich die Weltsehnsucht einer Seele, ihr Wunsch nach dem Licht, dem Aufstieg, nach Vollendung und Verwirklichung ihrer Bestimmung" [34]), andererseits soll der Untergang naturnotwendig und unvermeidbar sein, soll diese Erkenntnis zum Verzicht auf das Reich der Seele und zur Verwirklichung der gebliebenen, lediglich intellektuellen Möglichkeiten, der „Technik statt der Lyrik" [35]) verhelfen.

---

26) vgl. Spengler: a.a.O. I. S. 62.
27) a.a.O. I. S. 61.
28) a.a.O. I. S. 41.
29) a.a.O. I. S. 41.
30) F. Lenz: O. Spenglers Untergang d. Abendlandes im Lichte d. Rassenbiologie. Arch. f. Rass. u. Ges. Biol. 17. Bd. 1925. S. 309.
31) a.a.O. I. S. 153.
32) a.a.O. I. S. 152.
33) vgl. A. Rosenbergs Kritik im „Mythos des 20. Jahrhunderts" München 1934 S. 403, wo die Prüfung d. „rassisch-organischen Entstehung der Kulturkreise und ihres Vergehens" verlangt wird.
34) a.a.O. I. S. 153.
35) a.a.O. I. S 54.

Damit ist in den hauptsächlichsten Zügen die geistige Zeitlage umrissen, die notwendigerweise zu jener Müdigkeit am Geist führen mußte, welche ihrerseits als der auslösende Faktor für die Entstehung des vereinseitigten Muttergedankens festgestellt wurde. In dieser Zeit konnte die Forderung laut werden, „daß das Bild der Großen Mutter wieder am Horizont des Lebens aufgerichtet wird, damit es schützend und schattend all jene tröstet, die in den grellen Tag hineingestellt sind“ [36]).

Diese Forderung hat angesichts der seelischen Verödung der Zivilisation zunächst nichts Befremdliches, sondern erscheint fast als einzige Rettung aus einer trostlosen Situation. Hier zeigt es sich, daß der Muttergedanke als T e n d e n z eine durchaus positiv zu bewertende Seite haben kann, wenn auch seine schließliche historische Ausprägung als Primat des Mütterlichen von gesundem Empfinden und von absolutem Standort als aus Entartungserscheinung erkannt wird. Positiv einzuschätzen ist er, wenn er erscheint als der Versuch, „ohne die gewordene Gestaltung zerstörend anzutasten, die Wurzeln wieder tiefer zu senken, sodaß die Gestalt im Lichte aus Urform und Dunkel genährt wird, Kultur aus Natur, Geist aus Seele und Blut“ [37]). Denn solcher Versuch wurzelt in der Erkenntnis, daß alles sterben muß, „womit wir es seither versucht haben: all unsere Geschäftigkeit . . . unsere krankhafte ‚Aktivität‘, der Krampf unserer willentlichen Bemühungen . . ., unsere Einbildung, die Lebenskonflikte mit dem Verstande, dem Kopf, dem Gehirn allein lösen zu können, unsere männliche ‚Geistigkeit‘, die der zentralen mütterlichen ‚Herzkräfte‘ vergessen hatte. Was aber steht nun auf der Seite des neuen Werdens? Eigentlich im Grunde nichts Anderes, als was das Kind tut, wenn es in der Verzweiflung nicht ein noch aus weiß: dann geht es zur Mutter und läßt sich bedingungslos und in grenzenlosem Vertrauen . . . in ihren Schoß fallen, um dort . . . sich zu bergen und neue Kraft zu holen“ [38]).

Der überbetonte Muttergedanke als Ausdruck der Geistmüdigkeit und der Reaktion gegen den Intellektualismus ist nicht zu verstehen als isolierte Erscheinung, sondern muß vielmehr gesehen werden in der Verbindung mit jener Geistesströmung, die durch dieselben Merkmale charakterisiert wird, die ihn trägt und die sein Auftauchen ermöglicht und begünstigt. Gemeint ist jede „unzünftige Linie“, die in der Philosophiegeschichte, wo Materialismus und Idealismus einander bekämpfen, verquicken und ablösen, als heimliche Unterströmung sich bemerkbar macht, die weder Stoff und Kraft noch den Geist, sondern das L e b e n in den Mittelpunkt ihres Forschens stellt. In der Romantik gewann diese Denkweise breiten Raum — Friedrich S c h l e g e l prägte zuerst den Begriff

---

36) L. Kühn: Magna Mater. Jena 1928. S. 3.
37) L. Kühn: a.a.O. S. 30.
38) W. Laiblin in Schloz u. Laiblin: Vom Sinne des Mythos. 1936. S. 126.

einer „Philosophie des Lebens" —, und in der Gegenwart bestimmt sie weithin die Philosophie und andere Lebensgebiete, so daß unsere Zeit geradezu im Zeichen einer „Wiederentdeckung der biozentrischen Romantik" [39]) steht. Für diesen philosophischen Vitalismus erscheint das Leben als der Inbegriff aller Werte. Der rationalen Wachheit der vorangegangenen Zeit wird die aus schöpferischer Fülle unbewußt bildende Kraft des Lebens entgegengestellt, das Irrationale, Mystische und Phantastische; der hellen und scharf umrissenen intellektuellen Erkenntnis die dunkle und visionäre Schauung und Ahnung, dem analysierenden Denken in Teilen, wie es dem mechanisierten Weltbild entsprach, die Unteilbarkeit und Bedeutung des organisch Ganzen. Als Wegbereiter dieser seit der Romantik fast ganz verschollenen Denkart ist Nietzsche anzusehen, der das Leben in seiner elementaren Gewalt, seiner schöpferischen Fülle und ungebändigten Ueppigkeit als Urprinzip erkannt hatte; ferner K. Chr. Planck, der das neuerlich von H. Driesch in seiner „Philosophie des Organischen" [40]) betonte Ganzheitsprinzip vorwegnahm in der Erkenntnis, daß im Organismus die Ganzheit nicht besteht, wie bei der Maschine, in der Summe der Teile, sondern darüber hinaus ein Mehr ausmacht; denn „das Organische ist und bleibt eine ganz neue Stufe des inneren Verhältnisses der Teile zu ihrem Ganzen" [41]).

Wie sehr der vereinseitigte Muttergedanke dieser Geistesrichtung innerlich verbunden ist, geht daraus hervor, daß ihn Ludwig Klages, der überragende Vertreter der Lebensphilosophie, organisch in sein philosophisches System einbaut, und daß Klages das Interesse der wissenschaftlichen Welt wieder weckt für den vergessenen Bachofen, dessen Art er als der seinen verwandt erkennt, und auf dessen mutterrechtliche Forschungen jede Ausprägung des Matriarchats, in offener oder heimlicher Beziehung, zuletzt sich zurückführen läßt. Diese speziellen Fassungen des Muttergedankens werden später gesondert zu betrachten sein. Zunächst gilt es die Geistesströmung näher zu kennzeichnen, in die er eingebettet ist, und deren Kenntnis auch zu seinem Verständnis beiträgt.

Es mag genügen, die komplexe Vielgestaltigkeit dieser geistigen Strömung zurückzuführen auf einige wesentliche Gedanken der Klagesschen Philosophie. Sie ist charakterisiert durch ihre Geistfeindschaft, die zusammen mit der tiefen Liebe zu unverbildetem Leben den Gegensatz zur modernen Zivilisation verrät. Die einzige Wirklichkeit ist das in starker Anlehnung an das heraklitische Weltbild gesehene, zeitlich dahinströmende Leben: diese Wirklichkeit wird nur erfaßt durch das unmittelbare Erleben der Seele.

39) Titel eines Aufsatzes von H. Kern in „Die Tat", 18. Jahrgang 1926-27.
40) H. Driesch: Philosophie des Organischen, 1909.
41) H. Ch. Planck zit. n. W. Troll: Der Darwinismus und der deutsche Geist in „Die Tat", 18. Jahrgang, Seite 9.

Der Geist, der etwas von diesem lebendigen Werdestrom zu fassen sucht, kann es nur in Begriffen tun, die aber als solche starre und leere Formeln sind und den Menschen um das eigentliche Wesen und die Unmittelbarkeit der Wirklichkeit betrügen. Leib und Seele bilden eine polarisierte Einheit, in die als Fremdes der Geist von außen her eingebrochen ist, und dieser Akt fiel zusammen mit der Bewußtwerdung, das heißt Geschichtlichwerdung der Menschheit, die zugleich ihr Sündenfall bedeutet; denn „der Geist, als urteilendes, Begriffe bildendes und erkennendes Denken einerseits, als zwecksetzender Wille andererseits, bedeutet das metaphysische Urböse, die Sünde wider das heilige Leben“ [42]).

Das ganze weit verzweigte System der Klagesschen Philosophie läßt sich in der schlagwortartigen Formel der Antithese „Geist als Widersacher der Seele“ zusammenfassen, die als Titel über seinem Hauptwerk steht. Wichtig für die vorliegenden Zusammenhänge erscheint der auch hier in Verbindung mit leidenschaftlicher Zeitkritik auftauchende Untergangsgedanke. Die geschichtliche Menschheit ist seit jenem „Sündenfall“ unentrinnbar dem Untergang verfallen, der bedrohlich nahe scheint in der gegenwärtigen Zivilisation, die keinen Zweifel daran läßt, daß wir im „Zeitalter des Untergangs der Seele“ [43]) stehen. Denn der Geist hat das Uebergewicht erlangt „im uralten Kampf von Geist und Leben, der erst enden wird, wenn eins am anderen verblutet ist“ [44]). Es bleibt ihm die Hoffnung, daß eine nachgeschichtliche Menschheit, wie die von ihm angenommene vorgeschichtliche, die „Pelasger“, ungestört vom „Geist“, in inniger und frommer Uebereinstimmung mit dem Weltgrund leben wird. Es kann dies jedoch keine Hoffnung sein für den, der die ewige Dualität von Geist und Leben bejahend anerkennt als die das Mensch-sein konstituierende, schöpferische Spannung.

Nach der Betrachtung der den Muttergedanken tragenden Zeitströmungen erhebt sich neuerlich die eingangs gestreifte Frage nach Art und Ausmaß der auch in ihnen sich äußernden Unausgewogenheit von männlichem und weiblichem Element. Der Primat des Muttergedankens als gesonderte Erscheinung einer bestimmten Kultursituation wurde bereits als Ausdruck des Mißverhältnisses im Sinne einer Ueberbetonung des Weiblichen gedeutet — es fragt sich, wie weit die ihn tragende Kultursituation ganz allgemein durch dasselbe Merkmal gekennzeichnet ist. Es ist ohne weiteres einleuchtend, wenn die vorangegangene Epoche des Ueberintellektualismus und der seelischen Verödung als einseitig männlich gekennzeichnet wird. Ihr gegenüber muß es als erlösender Ausgleich betrachtet werden, wenn in Wissenschaft und Leben weibliche Elemente zu wirken begannen. Und in der Tat

42) G. Walther: Klages und sein Kampf gegen den „Geist“. Phil. Anz., 3. Jahrg. 1928/29. S. 52.
43) L. Klages: Mensch und Erde. S. 28.
44) L. Klages: a.a.O. S. 90.

zeigte die Mehrzahl der zur Heraufkunft des biozentrischen Weltbildes behilflichen Strömungen stark weiblichen Einschlag.

Wenn die voraufgegangene Zeit charakterisiert war durch „den Mangel an Verständnis für alles Organische, dafür, daß man gewisse Dinge nicht machen kann, daß sie werden müssen“ [45]), so wurden in der neuen Zeit die organischen Zusammenhänge auch innerhalb der geistigen Welt maßgebend, zu deren Erforschung man die Methoden aus der Wissenschaft vom Organischen, der Biologie, hernahm. Der einseitig intellektuellen Erkenntnis gegenüber wurde „die Einfühlung zum Königsweg der Welterkenntnis“ [46]). Scheler sprach gar von der „kognitiven Funktion des Gefühls“ [47]). Biologismus und Intuitivismus sind auf Grund statistischer Bearbeitung von Erfahrungsmaterial als vorwiegend weiblich bestimmt festgestellt worden [48]), und die Zugehörigkeit des Gefühls zum Weiblichen muß nicht erst betont werden. Ferner zeugt es von stark weiblichem Einschlag, wenn schließlich „das Weltall biologisiert“ [49]) wurde vor der neuen Haltung, die Scheler [50]) bezeichnete als „ein Sichhingeben an den Anschauungsgehalt der Dinge“, nicht bestimmt durch den Willen zu „Beherrschung“ und „Organisation“, sondern „die Bewegung der Sympathie, des Daseinsgönnens, des Grußes an das Steigen der Fülle, indem dem hingegebenen Blick die Inhalte der Welt allem menschlichen Verstandeszugriff immer neu sich entwinden“.

Ganz ähnliches findet sich bei Klages, der das Erleben als polaren Zusammenhang von wirkender Bilderwelt und erleidender Seele versteht. Im Erkenntnisvorgang, der hier Erlebnisvorgang bedeutet, hat sich die Seele erleidend zu verhalten. Da aber das Pathische ganz allgemein der Frau zugeordnet erscheint, wird es in diesem Zusammenhang bedeutsam, daß „in dem pathischen Typus die Klages'sche Charakterologie gipfelt“ [51]). Klages selbst beruft sich immer wieder auf Goethe, bei dem er „die nicht hoch genug anzuschlagende Feinheit seines Herzens“ preist, „die er dem weiblichen Zug seines Wesens verdankt, und die eben damit wieder zusammenhängende meisterliche Hellsicht, in Vergleichung mit welcher der ‚Verstand der Verständigen‘ doch nur pedantisch im Nebel tappt“ [52]). Endlich sei hier noch Spengler erwähnt, der vom Weibe behauptet, daß „das Kausalprinzip ihm ewig fremd“ [53]) bleibe, und Lenz in seiner Kritik an Spengler [54]) stellt fest, „daß auch Spenglern das Kausalprinzip fremd ist“.

---

45) A. Bartels: Der deutsche Verfall. Leipzig 1914. S. 6
46) Ph. Lersch: Lebensphilosophie der Gegenwart. Berlin 1932. S. 87.
47) Zit. nach Lersch. a.a.O. S. 77.
48) vgl. O. Lipmann: Psychische Geschlechtsunterschiede. Leipzig 1924. 2. Aufl. S. 49 u. 52. G. Heymanns: Psychologie der Frauen. Heidelberg 1910. S. 160 u. 173.
49) H. Rickert: Philosophie des Lebens. Tübingen 1922. S. 74.
50) Abhandlungen u. Aufsätze II. S. 197 f.
51) J. Deussen: Klages' Kritik des Geistes. Leipzig 1934. S. 114.
52) L. Klages: Mensch und Erde. S. 95 f.
53) a.a.O. II. S. 401.
54) a.a.O. S. 308.

All diese Strömungen sind — wie der Muttergedanke an sich — positiv zu werten, insofern sie der vergangenen Zeit gegenüber hinzielen auf die „Wiedergewinnung der Zusammenhänge, die in Erdverbundenheit, Blut, Volk- und Seelentum sich kundtun“ [55]). Aber es war das Verhängnis oder die Schwäche der Zeit, daß sie das in der Tendenz Positive nicht auszuwerten verstand im Sinne einer gesunden Neuordnung des Kulturlebens, sondern die positive Bewertung des Lebens übersteigerte bis zur krassesten Geistfeindschaft, sodaß Klages der Vorwurf der „Effeminierung der Philosophie“ [56]) gemacht werden konnte. Wenn die vergangene Zeit einseitig männlich geprägt war, so war die jetzige feministisch, und es zeigte sich „das Heute als Ueberkompensation der gestrigen Schwächen“ [57]).

In diesem Zusammenhang wird ein Blick auf Amerika aufschlußreich, insofern es als Exponent westlicher Zivilisation gelten kann. Denn „die Inferiorität des Mannes im Vergleich zur Frau ist in der Tat das Hauptkennzeichen der amerikanischen Gesellschaftsordnung“ [58]), „daß sich der Ausländer verwundert fragt, warum es in Amerika noch keine Männerbewegung gibt“ [59]).

Schließlich wird der Feminismus der Zeit vor der deutschen Revolution deutlich an den Gebilden der demokratischen Staaten mit ihrer „Voreingenommenheit für die Schwachen im Gegensatz zu den Starken“ und ihrem „wesentlichen Pazifismus“ [60]); denn „in Zeiten der inneren Zersetzung . . . erhebt sich der feministische Mann mit dem emanzipierten Weib als Symbole eines kulturellen Verfalls und staatlichen Untergangs“ [61]). Dem feministischen Manne aber ist die Flucht in den mütterlichen Urgrund, der P r i m a t d e s M u t t e r g e d a n k e n s, dem emanzipierten Weibe die F r a u e n b e w e g u n g zugeordnet; beides Erscheinungen, die eingangs als innerlich verwandte Ausprägungen des Mißverhältnisses in der Zuordnung von Mann und Frau erkannt wurden.

55) K. Haeberlin: Einführung in die Forschungsergebnisse von L. Klages. Kampen 1931. S. 82.
56) v. Einsiedel in ‚Frankf. Zeitung‘ 1931. zit. nach Deussen a.a.O. S. 140.
57) Br. Christiansen: Das Gesicht unserer Zeit 1929 Inhaltsverzeichnis.
58) H. Keyserling: Amerika, der Aufgang einer neuen Welt. Stuttgart 1930. S. 302.
59) A. Halfeld: Amerika und der Amerikanismus. Jena 1927. S. 218 f.
60) H. Keyserling: a.a.O. S. 334
61) A. Rosenberg: a.a.O. S. 483

III. Geistesgeschichtliche Erscheinungsformen des Muttergedankens.

A) J. J. Bachofen.

Nachdem der vereinseitigte Muttergedanke als geistiges Phänomen in seinem Wesen und in seinen geistesgeschichtlichen Bezügen gedeutet wurde, kann sich nunmehr die Betrachtung solchen Lehren zuwenden, die seinen Gehalt in irgend einer Form zu ihrem Inhalt machen. Die vorangegangenen Untersuchungen bieten zur Darstellung dieser Erscheinungsformen des Muttergedankens die Gesichtspunkte für die Wertung und die historische Einordnung.

An erster Stelle sei die Ausprägung des Muttergedankens betrachtet, die sich darbietet in den Forschungen von J. J. Bachofen, und die grundlegend sind für alle weiteren Ausgestaltungen, philosophische und literarische, denn „der heutige Feminismus hat — ohne daß es der Verfasser wollte — in Bachofen eine Verklärung gefunden“ [1]). Es wurde bereits früher erwähnt, daß dieser Basler Gelehrte, der im Jahre 1861 sein „Mutterrecht“ veröffentlichte, zur Konzeption des Gedankens der Mutterherrschaft nicht gekommen ist durch persönliche Teilhabe an der zeitpsychologischen Voraussetzung der Müdigkeit am Geist. Er stieß vielmehr als Altertumsforscher auf die Erscheinung des Matriarchats, geleitet zwar einerseits von der tiefen Verehrung, die ihn zeitlebens seiner eigenen Mutter verband, andererseits von der gänzlich unpositivistischen Art seines Forschens, die in intuitiver Mythendeutung sich bewährte. Wichtig für den vorliegenden Zusammenhang wird er durch die Tatsache, daß die Zeit der Zivilisationskrise, die unter den bereits geschilderten Bedingungen den Muttergedanken entwickelte, ihn nach fast vollständiger Vergessenheit wiederentdeckte und in ihm den Ahnherrn ihrer Mutterverehrung sieht. Die Beachtung, die er nunmehr findet, liegt zudem auf der Linie jener „Wiederkehr der Romantik“, an der die Lebensphilosophie teilhat, insofern als Bachofen als der „Mythologe der Romantik“ gilt [2]), weil „in ihm gleichsam die gesamte deutsche Romantik an ihrem Ziele angekommen ist“ [3]), jener Romantik, die „mit Schauern der Verehrung erfühlt, wie immer dunklere Schleier vor die lichten

1) A. Rosenberg: a.a.O. S. 484.
2) A. Bäumler: in der Vorrede zu „Der Mythos von Orient und Occident“. Auswahl aus Bachofen. Herausgegb. v. Bäumler u. Schröter, München 1926.
3) W. Deubel: J. J. Bachofen und die Gegenwart. Schweizer Monatshefte 6. Jahrgang. Zürich 1926. S. 474.

Götter des Himmels gezogen werden und tief untertaucht in das Triebhafte, Gestaltlose, Dämonische, Geschlechtliche, Ekstatische, Chthonische, in die Mutterverehrung“ [4]). In dieser Richtung verlaufen Bachofens Forschungen über die Antike, als deren wichtigstes Ergebnis das Mutterrecht gilt, das er als vorgeschichtlichen Zustand für die gesamte alte Welt festgestellt zu haben glaubt. Zur Erhärtung seiner Theorie führt er eine unendliche Fülle von Mythen an, die in seiner Deutung alle hinweisen auf den Vorrang der Muttergottheiten, entsprechend dem Vorrang des mütterlichgebärenden vor dem väterlich-zeugenden Prinzip im Urbewußtsein der Menschheit. Das Mutterrecht ist zu verstehen im Sinne von gesellschaftlicher und familienrechtlicher Mutterherrschaft mit Benennung der Kinder nach der Mutter, Erbberechtigung nur der Töchter, Bedeutung des Mutterbruders usw. Es ist nicht als isolierte Erscheinung zu sehen, sondern als Bestandteil der chthonischen Religion, auf die Bachofen hinweist als der „Erschließer jenes urzeitlichen Bewußtseinszustandes . . . im Verhältnis zu dessen samt und sonders kultischen und mythischen Niederschlägen ausnahmslos alle Glaubenslehren der geschichtlichen Menschheit im Lichte von Verdünnungen oder Zersetzungen des Urquells erscheinen“ [5]). Die Gynaikokratie, die inbezug auf das physische Kräfteverhältnis der Geschlechter den Gesetzen der Natur widerspricht, kann nur beruhen auf dem religiösen Vorrang des Weibes, denn „zu allen Zeiten hat das Weib durch die Richtung seines Geistes auf das Uebernatürliche, Göttliche, der Gesetzmäßigkeit sich Entziehende, Wunderbare, den größten Einfluß auf das männliche Geschlecht, die Bildung und Gesittung der Völker ausgeübt“ [6]). So betrachtet, muß der mutterrechtliche Zustand schon die Stufe bestimmter Gesittung bedeuten. Bachofen nimmt eine noch frühere Stufe der wahllosen Geschlechtsvermischung an, den Hetärismus, den er durch das Symbol der „Sumpfzeugung“ kennzeichnet. Von dort her hat sich die Gynaikokratie „überall in bewußtem und fortgesetztem Widerstande der Frau gegen den sie erniedrigenden Hetärismus hervorgebildet, befestigt und erhalten“ [7]). Bachofen hält diesen vorgeschichtlichen Urzustand, in dem er „mit Worten, die wie unterirdische Quellen rauschen, die in sich geschlossene Vollkommenheit des mütterlich umfangenden Chthonismus preist“ [8]), für eine allen Völkern gemeinsame Kulturstufe. Ebenso unabhängig von volkhaften Begrenzungen ist die Entwicklung von der mütterlichen zur väterlichen Weltansicht [9]), in der sich die Herrschaftsablösung der Nachtseite durch die Tagseite des Lebens, der dunklen Erdgottheiten durch die lichten Götter des Olymps, der Demeter

4) A. Rosenberg: a.a.O. S. 37.
5) L. Klages: Vom kosmogonischen Eros. München 1926. S. 239.
6) J. J .Bachofen: Vorrede zum Mutterrecht. Mythos von Orient und Occident. S. 20.
7) J. J. Bachofen: a.a.O. S. 31.
8) L. Klages: Kosmog. Eros. S. 241.
9) vgl. A. Rosenberg: a.a.O. S. 43. der die beiden Auffassungen nicht als Entwicklung sieht, „sondern i. d. Form der erbittertsten Kämpfe zweier Weltauffassungen als Aeußerungen verschiedener Rassenseelen.“

durch Apoll, des Naturprinzips durch das Geistprinzip vollzieht. Diesen Uebergang wertet Bachofen positiv als Fortschritt, denn „die irdische Entwicklung ringt solange, bis sie das kosmische Vorbild der Himmelskörper in voller Wahrheit verwirklicht. Dieses letzte Ziel ist erst mit der Herrschaft des Mannes über die Frau, der Sonne über den Mond, erreicht“ [10]). In dieser Wertung drückt sich ein Widerspruch aus: „Das Weib ist das Gegebene, der Mann das aus ihr erst Gewordene . . . von Anfang an vorhanden, gegeben, unwandelbar ist nur das Weib; geworden und darum stetem Untergange verfallen, der Mann“ [11]). Auf der Erkenntnis dieser Tatsache beruht der mutterrechtliche Zustand in der Kindheit der Menschheit, dem Bachofens ganze Liebe gehört, und den er immer wieder mit dem ganzen Pathos seiner schöpferischen Sprache preist. Und doch soll der Sieg der Paternität den Sieg des Höheren über das Niedere bedeuten. Dieser Widerspruch, den auch Bäumler zu lösen vergeblich sich bemüht, zeigt deutlich, wie sehr Bachofen nach der Ansicht der Klages-Schüler dem „logozentrischen“ Weltalter verhaftet war, trotzdem er so weit abseits geriet von der Wissenschaft seiner Zeit.

Es ist im Zusammenhang dieser Arbeit nicht von Belang, ob die Streitfrage nach der historischen Wirklichkeit des Mutterrechts gelöst sei. Wichtig erscheint allein schon die Begriffsprägung des Mutterrechts und seine Darstellung als eines Zustandes der „Naturwahrheit“. Ihm zugrunde liegt die Konzeption des Muttertums als religiöser Kategorie, die erst durch Bachofens Werk so deutlich ins Bewußtsein der Menschheit hineingestellt wurde. Einer Zeit, aus deren Ermüdung am übermächtig gewordenen Geist die Frage aufsteht, ob nicht dem bedrohten Leben Rettung erwüchse von der Seite des Mütterlichen her, bietet sich Bachofens Werk allererst als Antwort dar. Insofern wurde ihm hier ein Platz unter den Vertretern des Muttergedankens zu Recht eingeräumt, obwohl Bachofen selber aus seinen Forschungen keine Folgerungen abgeleitet hat für seine Zeit.

B) L. Klages.

Bachofens Forschungen, die ein Menschenalter hindurch fast ganz vergessen waren, wurden um die Jahrhundertwende wieder ins Licht gehoben durch L. Klages, der von ihnen bekennt, daß sie sein „größtes literarisches Erlebnis“ [12]) waren. In der Bedeutung und Verehrung, die Bachofen nicht nur bei Klages, sondern ganz allgemein in der lebensphilosophischen Richtung gewinnt, bestätigt sich C. A. Bernoullis Urteil [13]), daß Bachofen „sich nur

10) J. J. Bachofen: a.a.O. S. 256.
11) J. J. Bachofen: a.a.O. S. 127.
12) Vom kosmogonischen Eros. S. 240.
13) J. J. Bachofen und das Natursymbol. Basel 1934, S. 462.

verstehen läßt von einer Metaphysik her, deren Lebensnegative das Denken ist und deren Lebenspositive das Bild". Es ist nunmehr zu betrachten, zu welchen Ergebnissen inbezug auf den Muttergedanken der vielfach auf Bachofen fußende Klages kommt, beziehungsweise welche Ausprägung er ihm innerhalb seiner Philosophie verleiht.

Alles Geschehen stellt sich Klages dar als Polarität eines männlich-wirkenden und weiblich-empfangenden Prinzips. Mit diesem „wirklichkeitsangemessenen Polarismus" [14]) stützt er sich auf Bachofen, der „für den romantischen Polaritätsgedanken . . . den Beweis seiner Herkunft aus dem Urbewußtsein der Menschheit" [15]) erbrachte. Entsprechend dem polaren Verhältnis von männlicher Potenz und weiblicher Potenz lassen sich „Aehnlichkeitsreihen symbolischen Denkens" [16]) aufstellen, in denen sich Helle, Tag, Zeit, Bewegung, oben und Dunkel, Nacht, Raum, Ruhe, unten gegenüberstehen, die sich aber ins Unendliche fortführen lassen. Die „wahre Bedeutung der symbolischen Polarität" wird erst enthüllt durch „jenes tiefere Geheimnis", welches die „das Wesen der beiden Pole umfassende Einheit" [17]) ist. Diese „hinter den Polen verbleibende" Einheit, das „sie beide hervorbringende Prinzip" [18]) ist die kosmische Mutter, die Magna Mater.

Weibheit also, „sofern sie Mütterlichkeit bedeutet", ist die „poleverknüpfende Mitte" [19]). Klages weist eindringlich darauf hin, „daß Weibheit in diesem Verstande nicht das Gegenstück zur Mannheit bildet, sondern ein noch unentfaltetes Diesseits so der Geschlechter wie aller nur möglicher Gegensätze" [20]). Die Frage, warum gerade vom weiblichen Pol das Sinnbild für die „hinter den Polen verbleibende" Einheit hergenommen wird, beantwortet Klages selbst: „Es ist die lebengefesselte, seelische, ‚irdische' Schätzung, die aus der Ueberbewertung des Dunkels, der Innerlichkeit, der Wurzel spricht, wohingegen der Geist im Außen, Oben, Spitzenhaften, im ‚Aetherischen' und ‚Himmlischen' das Gleichnis sucht für seine — Entwertung des Lebens selbst" [21]).

Der Geist erscheint nicht, wie bei Bachofen, dem Männlich-Väterlichen zugeordnet, sondern die Polarität beschränkt sich allein auf die Vitalsphäre und den Wirkungszusammenhang von männlicher und weiblicher Potenz. Der Geist hingegen sucht im Männlichen seinen Angriffspunkt für die Zerstörung des polarisierten Lebens, und in Klages' vitalistischem Denken muß sich die vom „Geist" geleitete „mechanistische Weltauffassung" darstellen

14) L. Klages: Geist als Widersacher der Seele, Leipzig 1929. S. 739.
15) Vom kosmogon. Eros. S. 240.
16) L. Klages: Geist als Widersacher der Seele. S. 1316.
17) L. Klages: Geist als Widersacher der Seele. S. 1325.
18) L. Klages: Geist als Widersacher der Seele. S. 1326.
19) L. Klages: Geist als Widersacher der Seele. S. 1329.
20) L. Klages: Geist als Widersacher der Seele. S. 1329.
21) L. Klages: Geist als Widersacher der Seele. S. 1327.

als „eine Sonderform des Unternehmens, den weiblichen Pol der Wirklichkeit abzuschaffen“ [22]).

Für seine Gegnerschaft wider den Geist kann sich Klages also nicht mehr auf Bachofen berufen, der ihn auf der Seite der Paternität sieht und dieser — dort, wo er sich wertend verhält — vor dem Mütterlichen den Vorrang gibt. Klages sieht und beklagt diesen Widerspruch bei Bachofen, dessen „Herzgedanken“ das mütterliche Weltbild in leuchtenden Farben malen, während seine „unter dem Einfluß der Willensreligion des Christentums“ stehenden „Kopfgedanken“ das Zeitalter der Paternität als „Selbstüberwindung und Höherentwicklung des Urzustandes“ [23]) darstellen.

Klages' Ausprägung des Muttergedankens, in der die früher schon aufgezeigte, für sein Denken so charakteristische „Uebelbewertung der seelischen Empfängnisbereitschaft“ [24]) erneut zum Ausdruck kommt, enthält ebenfalls keinerlei programmatische Forderung an seine Zeit. Angesichts der untergangbestimmten Zivilisation, die durch das Dasein des Geistes eine notwendige Entwicklungsphase wurde, verhält er sich als „quietistischer Mystiker“ [25]). Er baut in seine Philosophie symbolischen Denkens den von Bachofen rekonstruierten, vorgeschichtlichen Urzustand der Menschheit ein, ohne eine andere Forderung zu erheben als die, welche die Zeit sich selber abliest aus dem schimmernden Reichtum solcher Kulturanschauungsgemälde, sobald sie zu wirken beginnen.

C) E. Bergmann.

Zu einer direkten Kulturforderung und bewußt als solche in die Zeit hineingestellt wird der Muttergedanke in der Form, die E. Bergmann ihm gibt in seinem „Erkenntnisgeist und Muttergeist“ [26]).

Bergmann will das in der Formel Erkenntnisgeist-Muttergeist gefaßte Wesen der Geschlechter ergründen durch biologische Betrachtung der Tierwelt, denn „zu ihr gehört auch der Mensch, soweit er noch reines, heiliges Tier ist“ [27]). Die dort vorgefundenen Strukturen und Gesetze müssen sich genauestens in der Menschenwelt wiederfinden, wenn die Kultur richtig, das heißt natürlich gebaut sein soll. Diese Voraussetzung und ihre konsequente Beibehaltung erklärt alle Absonderlichkeiten der Bergmannschen Geschlechterlehre.

---

22) L. Klages: Geist als Widersacher derSeele. S. 797.
23) Kosmogon. Eros S. 241.
24) Kosmogon. Eros S. 241.
25) K. Leese: Die Magna Mater. Zeitschrift f. Theologie und Kirche. 14. Jahrgang. 1933. S. 42.
26) Breslau 1932.
27) Erkenntnisgeist und Muttergeist. S. 2.

Als grundlegend für unseren Zusammenhang erscheint die so gewonnene Erkenntnis von der Vorzugsstellung des Muttergeschlechtes, weil es „das Ursprungs- und Herkunftsgeschlecht" ist und „der Hauptlebensträger, an welchem das männliche Geschlecht gleichsam als Nebenlebensträger sich entwickelt" [28]), als „ein losgetrenntes Glied des Urwesens, das von der Natur hauptsächlich deshalb selbständig gemacht wurde, damit es den Samen umherträgt im Lande und die Art verbreitert . . und verbessert" [29]). Erhärtet wird dieser Grundsatz der Stellung der Geschlechter zueinander durch die Tatsache, daß auf niederen Stufen des organischen Lebens immer noch das Bestreben herrscht, in Parthenogenese zurückzufallen. „Das Ewig-Mütterliche geht schwanger von sich selbst, und der männliche Samen ist gleichsam nur die ‚Causa occasionalis' ihrer Schwangerschaft" [30]). Das geschlechtliche Verhalten der Tiere gibt den letztgültigen Maßstab ab für alle Verhaltungsweisen überhaupt, auch solche höchster Kulturäußerungen. Der Sexualcharakter des männlichen Tieres wird bestimmt durch den Suchtrieb, Schaustellungstrieb und Wiedervereinigungstrieb, wobei in all diesen Triebrichtungen der Vergewaltigungstrieb mitspricht. Dem entspricht auf der weiblichen Seite Empfänglichkeitswille, Wahlsinn und Muttergeist. Beim „Bewußtseins- und Intelligenztier, dem Menschen" [31]) hat sich der Suchtrieb zum Erkenntnistrieb fortentwickelt, der ursprünglich lediglich den Zweck hatte, den andersgeschlechtlichen Partner aufzufinden. „Der Mann ist das Sexualtier als solches und nur darum auch das Intelligenz- und Bewußtseinstier als solches." [32]). Der geringere Anteil an Intelligenz, der der Frau nicht abgesprochen werden kann, muß aus der Uebertragungskraft der Natur erklärt werden.

Der Schaustellungstrieb des werbenden, männlichen Tieres erscheint beim Menschen als Darstellungstrieb in seinen Kunstschöpfungen. So erklärt sich „die gesamte Dichtkunst und Tonkunst des geschichtlichen Kulturmenschen als sublimierte Lautäußerung der männlichen Sexualpsyche" [33]).

Eine genaue Entsprechung des männlichen Strebens zur Wiedervereinigung mit dem Urgeschlecht findet sich in der Religiosität des Menschen, denn „das Göttliche, zu dem die Seele heimstrebt mit allen Fasern ihres Wesens, kann nur das Geschlechtlich-Andere sein, der geheimnisvolle Schoß des Lebens selbst" [34]). Von hier aus gesehen bedeutet es „eine kühne und ganz unberechtigte Ueberheblichkeit des männlichen Erkenntnisgeistes, wenn er eine späte Blüte der organischen Natur, den an ein Nervensystem

28) a.a.O. S. 60.
29) a.a.O. S. 267.
30) a.a.O. S. 200.
31) a.a.O. S. 43.
32) a.a.O. S. 140 f.
33) a.a.O. S. 35.
34) a.a.O. S. 92.

gebundenen Bewußtseinsreflex, den wir Geist nennen, zum Urbild der Gottesidee macht, also das Flüchtigste und Vergänglichste, was es im gesamten Weltzusammenhang gibt, zum Urgrund alles Seienden“ [35]). Der Geist- und Gottvater-Religion des Christentums gegenüber behauptet also Bergmann, es „müßte dem weiblichen Sexus als dem Hauptlebensträger und dem Urgeschlecht die Prärogative zufallen, in der Stellung des Modells bei der Bildung der Gottesgestalt“ [36]).

Der Vergewaltigungstrieb des männlichen Tieres endlich erscheint wieder in der Unterdrückung und Entrechtung des weiblichen Geschlechtes durch den Mann, wie sie sich in der ganzen vaterrechtlichen Geschichte nachweisen läßt. „Denn das Vaterrecht ist griechisch - römisch - christliche Unnatur, eine Ambition des entnaturalisierten Erkenntnisgeistes, deren Berechtigung durch die Entwicklung gestraft worden ist [37]).“

Der Mann erscheint von Natur aus unfähig zur Staatengründung wie zur Bildung jedes sozialen Gemeinwesens, denn „ein sozialer Trieb findet sich in der männlich-sexuellen Triebveranlagung nirgends. Diese ist und bleibt Ichverlangen . . . immer dient sie der Eigenbefriedigung [38])“. Dagegen ist das Muttergeschlecht das eigentlich soziale Geschlecht und Muttertum die einzige natürliche Quelle des Altruismus.

Aufschlußreich sind die kurzen Anweisungen, die Bergmann für einen in seinem Sinne richtigen, nach Mutterrecht organisierten Staat entwirft. In einem solchen Staat müßte die Legislative „in den Händen der wahren sozialen Urinstanz einer Volksgemeinschaft, der Mütter [39])“ liegen. „Da es nun aber biologisch unklug und auch unhygienisch wäre, den Männern die Befriedigung ihres Redebedürfnisses in den Parlamenten zu rauben, so könnte man sich als ideale Lösung dieser Schwierigkeit in einem Mutterrechtsstaate eine Teilung der gesetzgebenden Körperschaft denken, etwa in ein männliches Unterhaus, wo geredet, und ein Oberhaus der Mütter des Volkes, wo gehandelt wird [40])“.

Nach ähnlichen Gesichtspunkten entwirft Bergmann die „Mutterehe“, die den „naturwidrigen Kulturunsinn der monogamen Dauerehe“ [41]) ablösen soll. „Ehe bestünde in erster Linie zwischen der Mutter und dem Leben der Art, verkörpert im Kinde, unter engerer oder loserer Assistenz des anderen Geschlechts, dessen individuelle Vertreter sich auswechseln können“ [42]).

---

35) a.a.O. S. 237.
36) a.a.O. S. 116.
37) a.a.O. S. 259.
38) a.a.O. S. 58.
39) a.a.O. S. 424.
40) a.a.O. S. 423.
41) a.a.O. S. 406.
42) a.a.O. S. 379.

Diese Darstellung der Bergmannschen Gedankengänge enthält, gemessen an den früheren grundsätzlichen Darlegungen über das Verhältnis der Geschlechter zueinander, schon die Kritik. Diese erscheint umso notwendiger, als alle Forderungen dieser Lehre Gültigkeitsanspruch erheben für die Neuordnung der deutschen Volkskultur. Es ist offenbar, daß hier mit dem Streben zur Erhöhung des Muttergeschlechts ein Streben zur Verächtlichmachung des Mannes einhergeht. Die grundsätzliche Parität der Geschlechter, die Bergmann ausdrücklich betont wissen will, wird vollends illusorisch vor der allen Ernstes gestellten Frage: „Wer unter uns kennt ein männliches Wesen, vor dem er wirkliche und wahre Achtung oder gar Ehrfurcht hätte?“ [43]).

Das Muttergeschlecht kann keineswegs Erhöhung erfahren durch die Erniedrigung des Mannes, denn die Würde des einen Geschlechts besteht und erhält sich nur durch die Würde des anderen. Die Glorifizierung der mütterlichen Frau durch die ihr innewohnenden, unter dem Begriff Altruismus zusammengefaßten Eigenschaften gelingt nicht, wenn diese Eigenschaften nichts anderes sind als der dumpfe, triebhafte Instinkt auch des weiblichen Tieres. Denn sittliche Bedeutung erhalten solche zwar instinkthaft angelegten Eigenschaften erst durch ihre Einbeziehung in das freie Handeln des personhaften Menschen.

Damit ist der Schlüssel gegeben für alle falschen Folgerungen der Bergmannschen Lehre: Die rein biologische Betrachtungsweise tierischen Verhaltens kann nicht ohne weiteres angewandt werden auf jedes, auch das höchste, geistgeleitete Verhalten des Menschen — es sei denn, der Anwender dieser Methode stecke noch tief im plattesten Materialismus. Und wenn es gar lediglich das sexuelle Verhalten des Tieres ist, auf das auch die menschlichen Kulturäußerungen zurückgeführt werden, so erinnert dies Verfahren an jüngst überwundene jüdische Denkrichtungen.

Der Bergmannsche Muttergedanke hat — wie es ganz allgemein für den Muttergedanken überhaupt bereits nachgewiesen wurde — die richtige Tendenz, das mütterliche Element wieder wirksam zu machen in der einseitig vermännlichten Geisteskultur. Eine Gesundung des Volkslebens darf sicherlich erwartet werden durch bewußte Einbeziehung des mütterlichen Prinzips, nicht aber durch mütterliches Prinzipat.

43) a.a.O. S. 155.

IV. Literarische Erscheinungsformen des Muttergedankens.

A) G. Hauptmann.

Der wesentliche Anteil des Beitrages, den das vielgestaltige Werk G. Hauptmanns einer Darstellung des Muttergedankens liefert, ist niedergelegt in seinem Roman „Die Insel der großen Mutter", der 1924 erschien. Hier greift der Dichter die in der Zeit liegenden Ideen von Mutterrecht und Mutterherrschaft auf, um sie in der Form einer Utopie Gestalt werden zu lassen und zugleich ad absurdum zu führen. Denn der Frauenstaat, der auf einer paradiesischen Südseeinsel gegründet wird von schiffbrüchigen Damen der Kulturwelt, nimmt ein klägliches Ende. Dies ist keineswegs so zu verstehen, als offenbare sich darin des Dichters innere Ueberlegenheit über die Zeit, die in der früher geschilderten Weise dem Muttergedanken verfallen war. Denn das Gelächter, dem in grobsatirischer oder fein-ironischer Weise immer wieder das Treiben der weiblichen Staatengründer preisgegeben wird, ist das billige Gelächter eines männlichen Philisteriums etwa, dem die berühmten weiblichen Schwächen zum Anlaß dienen. Zudem ist diese spielerisch-scherzende Stellungnahme des Dichters aufs sonderbarste verquickt mit gestalterischem Ernst und künstlerischer Freude an seinem Phantasiegebilde.

Die Erzählung beginnt mit der Landung der hundert geretteten Damen mehrerer Nationen, die „unter viel Gekreisch und Geschnatter [1])" vonstatten geht. Allsogleich beginnt die Gründung des Frauenstaates, indem die älteste der Geretteten, die Berliner Malerin Anni Prächtel, zu wiederholten Malen ruft: „Meine Damen, was ist zu tun? [2])". Daraufhin wird die Malerin, eine geistreich-spöttische „alte Jungfer", zur Präsidentin gewählt, weil sich keine andere Persönlichkeit findet, „die der Situation und der Stellung als Leiterin einer weiblichen Schafherde so gewachsen wäre [3])". Ihr zur Seite steht die ähnlich geartete Rodberte Kalb, für deren Stellung auf der Insel es dem Dichter noch wichtig scheint zu erwähnen, daß eine Novelle von ihr einstmals in der „Revue des deux Mondes" erschien. Diese äußerst kultivierte Frauen, die in allem Geschehenen nur ein „niedliches Abenteuer" [4]) sehen, bleiben auch in der nun folgenden Robinsonade, die sie zu organisieren haben, recht eigentlich Vertreterinnen der europäischen Kultur.

1) Die Insel der großen Mutter, Einzelausgab. Berlin 1924 Seite 9.
2) a.a.O. S. 11.
3) a.a.O. S. 14.
4) a.a.O. S. 13.

Bei den Reflexionen und Vergleichen, die sie anstellen, richtet sich ihre Satire einmal gegen die europäischen Zustände, einmal gegen ihre eigene „kitschige Damenkolonie“ [5]), ein wirklicher Maßstab jedoch fehlt. Und hier schon liegt das Wesen der Stellung des Dichters in und zu seinem Werke bloß, denn seine Anteilnahme umfaßt sowohl die geistreichen Spekulationen der Führerinnen dieser Fraueninsel wie auch die teils wunderbaren teils wunderlichen Wandlungen, die sich an der Schar der Geführten vollziehen unter dem Einfluß des Lebens mit der Natur. Zu den Betrachtungen der Malerin gehört bezeichnenderweise auch die, daß mit dem Schiff ihrer Reise zugleich ein anderes in ihrer Vorstellung Schiffbruch gelitten hätte, „nämlich das Schiff der Zivilisation [6])“.

Es zeigt sich bald, daß dieser Frauenstaat, in dem ein einziger geretteter Knabe von zwölf Jahren lebt, an einem Mangel krankt, den die Präsidentin benennt: „wir Frauen haben keine rechte Gegenwart und keine rechte Zukunft, wo Männer nicht vorhanden sind [7])“. Und weiter heißt es, „eine soziale Gemeinschaft ..., die sich nicht fortpflanzen kann, ist wie ein Segelschiff, das etwa in einer windlosen Zone des Stillen Ozeans unbeweglich festliegt und so zerfällt [8])“. Diesem Mangel jedoch wird abgeholfen, als nach mehr als einem Jahr die überspannte Babette Lindemann, die sich vom Dienstmädchen zur Reisebegleiterin „heraufgearbeitet“ hat, die Mutter eines Knaben wird. Man glaubt allgemein, wie die allzu stark von indischer Mystik infizierte Babette selbst, an übernatürliche Zeugung. Nur die Führerinnen stellen respektlose Betrachtungen an und kommen, obwohl sie sich über die wahren Zusammenhänge des „Zeugungswunders“ durchaus im klaren sind, zu der widerwärtigen Vermutung, ob nicht etwa ein „genialer Schimpanse“ den Einfall gehabt hätte, sich „zum Ueberüberaffen hinaufzuzeugen [9])“. Das Geheimnis der vaterlosen Zeugung wird zum Pseudo-Mythos, um den sich die Religion der Insel bildet. Die Führerinnen dulden und fördern diesen „Schwindel“, denn „man wird ihn . . . benötigen, weil sich Dinge ereignen werden, die, wenn man sie nicht ins Schöne und Erhabene hinaufsteigert, unfehlbar ins Gemeine hinabsinken müssen [10])“. Dieser Schwindel, dessen Tabu um so heiliger wurde, je öfter sich das Wunder der vaterlosen Geburt vollzog, bildet die Idee, auf der der Mütterstaat fortan gegründet ist, der vorher nur eine zufällige und notgedrungene Ansammlung von Frauen war. „Daß man ohne Mann Mutter zu werden fähig war . . . mit diesem Erweise war der Mann entthront, und es hatte die Frau die alleinige Herrschaft der Welt angetreten [11])“. Diese zweifelhafte Grundlage für das Matriarchat vertei-

5) a.a.O. S. 62.
6) a.a.O. S. 25, vgl. dazu die symbolische Bedeutung des Unterganges eines Ozeandampfers in dem Roman „Atlantis“.
7) a.a.O. S. 58.
8) a.a.O. S. 74 f.
9) a.a.O. S. 100.
10) a.a.O. S. 109.
11) a.a.O. S. 133.

digen die Fürherinnen vor sich selbst und vor dem Leser mit dem bedeutsamen Hinweis, daß „auf öffentlich anerkannte Lügen sich ja auch die europäische Zivilisation stützt [12])". In der folgenden Schilderung des Lebens all der jungen Mütter inmitten der überirdisch schönen Natur rückt der Dichter immer mehr ab von der Skepsis der Präsidentin und gibt sich hin an den Rausch der Beschreibung einer „warmen, wohligen und gesteigerten Vitalität [13])", wo das „Unschuldsvoll-Bukolische" sich vermählt hat „mit einer seltsamen Würde und Größe, die kindlich und zugleich göttlich [14])" ist. Auch die geistige Atmosphäre der Insel erscheint, befreit von der spitzigen Satire, ins ernsthaft Große gesteigert, dort wo die Priesterin des Mütterstaates ihre Ideen verkündet, bevor sie in die Berge sich zurückzieht, ihre eigene Mutterschaft zu erwarten. In dieser Rede der edlen Laurence offenbart sich des Dichters Kenntnis von Bachofenschem Gedankengut. Laurence, die auszieht, um „einen neuen Menschen zu schaffen,: jenen weiblichen Vollmenschen [15])", ereifert sich: „Mulier taceat in ecclesia: nein, sie rede, sie fülle das Schiff der künftigen Kirche mit des Lebens Triumphgesang. Denn eines bleibt doch wohl ewig wahr, in welche Paradiese wir immer auch künftig einzugehen hoffen, immer wird es durch das Tor des Lebens gewesen sein [16])". Fast wie eine Vorwegnahme Bergmannscher Gedankengänge muten Betrachtungen an wie die, daß aus dem Mutter-Kind-Verhältnis „zum ersten Mal im Grund der Zeiten die hohe und reine Caritas hervorgetreten" sei. „Erst viel später wurde... der Mann damit infiziert. Mutter und Kinder pflegten die Urgeselligkeit. In der Beziehung der säugenden, leitenden und schützenden Mutter liegt der erste soziale Zug [17])". Diese Grundsätze jedoch, auf die der Staat der Mütter sich stützt, beginnen zu wanken, als das männliche Element zum Problem wird. Um die Idee der Frauenherrschaft rein zu verwirklichen, hatte man sich entschließen müssen, die geborenen Knaben vom Staate auszuschließen und im außerhalb liegenden „Mannland" anzusiedeln. Sie wachsen zu Männern heran, und ihre Feindschaft wird dem Staate der Mütter zur Gefahr. Diese aber müssen von ihrem Frauenstaat bekennen: „Der Bildnerkraft der Natur hält er nicht stand [18])". Infolge der wachsenden Feindschaft zwischen den beiden Lagern versagt die geheimnisvoll zeugende Macht, und die Mütter warten vergebens auf neue Geburten. Damit ist der auf dieses Mysterium gegründete Mütterstaat innerlich zunichte gemacht. Die äußere Vernichtung erfolgt dann, als die aufsässigen Frauen und die wildgewordenen Männer die Grenzen niederrennen und sich entgegenstürzen in rasendem Sturm, in dessen anarchischem Taumel mutterrechtliche Ideen und Gebilde untergehen.

12) a.a.O. S. 142.
13) a.a.O. S. 136.
14) a.a.O. O. S. 235.
15) a.a.O. S. 165.
16) a.a.O. S. 166.
17) a.a.O. S. 167.
18) a.a.O. S. 280.

Dieser Untergang beleuchtet des Dichters spätere Stellung zur Idee der Mutterherrschaft. Daß aber diese Idee ihn hier nicht erstmalig beschäftigt, sondern eine Entwicklung durchgemacht hat, bezeugt die positive Bewertung der Mutterherrschaft in einem früheren Werke: „Die Zelle des künftigen Zellenstaates, der einen gesunderen sozialen Körper darstellen wird, ist das Weib mit Mutterbewußtsein . . . Bildet eine Liga der Mütter . . . erobert euch das natürliche, vollberechtigte, stolze Bewußtsein der Menschheits-Gebärerinnen zurück, und ihr werdet im Augenblick, wo ihr's habt, unüberwindlich sein" [19]). Hier aber läßt er die Präsidentin sagen: „Da haben wir nun unseren Frauenstaat, nun gut, er ist eine Spielerei. Als diese lasse ich ihn ruhig gelten." [20]) Eine Idee, die die Zeit bewegt, wird spielerisch aufgegriffen, ohne daß ihr Ernst erfaßt würde, wird zu einem phantastischen Gebilde geformt, an das der Dichter zwar nicht glaubt, dem er aber doch verfallen ist. Dieser Unernst dem Muttergedanken gegenüber stellt die deutliche Scheidung her zwischen Hauptmann und dem anderen Schilderer mutterrechtlicher Zustände: Bachofen. Ihm ist die Herrschaft der Mutter großartige Wirklichkeit vergangener Zeiten, die eine Stufe hoher Sittlichkeit darstellt, und die in begeisterten Schilderungen aufs neue ins Licht zu heben ihm heilige Aufgabe ist. Bei Hauptmann jedoch wird die Darstellung zur Apotheose des animalen Lebens, die er benutzt, um Zustände der Zivilisation sowohl als auch den Muttergedanken selber zu parodieren. So bewahrheitet sich an seinem Werk Bachofens Wort: „Das gynaikokratische Weltalter mit seinen Gestalten, Taten, Erschütterungen ist der Dichtung gebildeter, aber schwächlicher Zeiten unerreichbar" [21]). Ueber des Dichters eigene innere Stellung zum Muttergedanken gibt dieser Roman den letzten Aufschluß nicht, weil er in spielerischem Relativismus immer wieder sich der Stellungnahme entzieht. Das Patriarchat in Gestalt der europäischen Zivilisation und das Matriarchat auf der Südseeinsel werden gleicherweise persifliert. Mächtiger als solche Ideologien ist das elementare Leben, das am Schlusse des Buches wie eine gewaltige Woge unaufhaltsam hereinbricht und alle geistgeborenen Gebilde begräbt.

Diese Tatsache der Uebermacht des Lebens eröffnet den Zugang zu des Dichters Haltung inbezug auf unser Problem. Deutlich wird diese schon in der sechs Jahre früher erschienenen Novelle „Der Ketzer von Soana".

Sie behandelt die Begegnung eines jungen weltabgewandten Priesters aus einem Taldorfe im Tessin mit dem Leben in Gestalt der fünfzehnjährigen Tochter eines Geschwisterpaares, das, aus der Menschengesellschaft ausgestoßen, hoch in den Bergen ein Hir-

19) Atlantis (1912) Ges. Werke in 8 Bdn. Berlin S. 179 f.
20) a.a.O. S. 280.
21) Mythos von Orient und Okzident: Vorrede zum Mutterrecht Seite 19.

tendasein führt. Die Erweckung des Priesters zur Liebe und zum Leben, die für ihn gleichbedeutend wird mit dem Abfall von kirchlichem Amt, Glauben und Kulturwelt, vollzieht sich in feingestuftem psychologischen Ablauf. An einem Frühlingstage machte er sich auf, um die Ausgestoßenen zu besuchen und sie für das Leben in der Kirche zurückzugewinnen. Bei diesem Berggange ist es zunächst die Natur, die in seine gänzlich unaufgeweckten Sinne einbricht. „Die dünne Bergluft, der Frühling, die Trennung von der eigentlichen Schicht der Zivilisation brachten es mit sich, daß sein Bewußtsein sich ein wenig umnebelte. Etwas wie ein traumhafter Bann zog ins Bereich seiner Seele ein, darin sich die Wirklichkeit zu schwebenden Luftgebilden auflöste [22])". Diese rauschhafte Erneuerung des Fühlens ist aber nur die Vorbereitung auf seine Begegnung mit Agata, der jungen Hirtin, die ihn vollends verzaubern soll. Es beginnt eine kurze Zeit der Seelenkämpfe, die es nur immer deutlicher offenbaren, daß der übermächtige Zauber ihn „zu einem vollständig willenlosen ... Opfer des Eros" [23]) gemacht hat. Die Natur ist es, die diesen Zauber übt, und es heißt von ihr, daß er „mit immer tieferem Staunen" sie erkannte „in ihrer unendlichen Mütterlichkeit" [24]). „Er schien ihr Liebling, ihr Auserwählter, ihr Sohn zu sein, den sie, wie eine Mutter, in das heilige Geheimnis ihrer Liebe und Mutterschaft einweihte" [25]). Als die Verkörperung der so verstandenen Natur erscheint Agata, der schließlich der Priester ganz verfällt, um mit ihr ein nur auf Sinnlichkeit gestelltes Leben abseits von der Welt des Geistes und der Satzungen zu führen. Der Dichter nennt sie „eine syrische Göttin, ... die mit Gott zerfiel um sich ganz dem Menschen, dem Manne zu schenken [26])". Und doch ist sie die alles überwältigende Macht: „diese vollen, in aller betörenden Süße fast höhnisch gekräuselten Lippen wußten, es gab gegen sie keinen Widerspruch Es gab keinen Schutz, keine Waffe gegen den Anspruch dieses Nackens, dieser Schultern, und dieser von Lebenshauchen beseligten und bewegten Brust. Sie stieg aus der Tiefe der Welt empor und stieg an dem Staunenden vorbei — und sie steigt und steigt in die Ewigkeit, als die, in deren gnadenlose Hände Himmel und Hölle überantwortet sind [27])".

Dieses Fazit der Novelle bezeichnet G. Hauptmanns Stellung zu den Werten des Geistes und des Lebens. Das in der Gestalt des mütterlichen Weibes erscheinende Leben ist dunkle Dämonie, vor der alle Kräfte des Willens und des Geistes rettungslos zunichte werden. Mütterlichkeit ist nicht bergende Wärme, Schutz und Zuflucht, sondern nichts als die Allmacht der Sinnlichkeit. Oestliche Züge unterstreichen die Rätselhaftigkeit der mütterlichen

22) Der Ketzer von Soana. Einzausgb. Berlin 1918. S. 58.
23) a.a.O. S. 159.
24) a.a.O. S. 93.
25) a.a.O. S. 89.
26) a.a.O. S. 164.
27) a.a.O. S. 165.

Macht, die „isishaft" und als „syrische Göttin" erscheint. Um den „unbarmherzigen und tierischen" [28]) Dienst der Sinnlichkeit ins Erhabene zu steigern, hebt ihn der Dichter in die panisch-heitere Atmosphäre eines mit griechischen Requisiten ausgestatteten Hirtendaseins und verbindet damit die Polemik gegen kirchliche Sittenforderungen und Willenszucht.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Novelle am Ende des großen Krieges erschien, so wird deutlich, wie solches willenlose Hingegebensein an die „mütterlichen" Mächte des Lebens — mögen sie auch in noch so großartiger Feier verklärt werden — Schwäche bedeutet und Flucht und Versagen, wo gestalterische Geistkräfte nottaten.

B) H. Hesse.

Weitere und tiefere Bedeutung als bei Hauptmann erlangt der Muttergedanke im Wesen und im Werke von Hermann Hesse. Wenn er dort als literarische Spielerei mit einem gelegentlich aufgegriffenen modernen Problem erscheint, das des Dichters persönliche Haltung nur insofern angeht, als es die Verkleidung werden kann für sein Bekenntnis zum gesetzlos panischen Erleben, so bildet hier das Mutterproblem einen Grundton, der in des Dichters eigener Entwicklung und in seinem ganzen bekenntnishaften Werke mitschwingt. Die Untersuchung soll zunächst an Hesses letztem Werk „Narziß und Goldmund" [29]) ansetzen, weil die Verästelungen unseres Problems, die durch das ganze frühere Werk gehen, zusammenlaufen im blühenden Gewächs dieser Erzählung, die noch einmal die Fülle seiner Sprach- und Bilderwelt zum Leuchten bringt. Deshalb mag sie den Ausganspunkt bilden, die in frühere Dichtungen weisenden Linien des Muttergedankens herauszusondern und zu verfolgen.

Die Erzählung versetzt den Leser ins Mittelalter. Es ist ein sehr romantisch gesehenes, legendenhaftes Mittelalter, umrißhaft, ohne historische Bezüge, wohl geeignet, die bunte Folge der Geschehnisse und die Außerzeitlichkeit der Gestalten und Probleme zu sichern.

Narziß und Goldmund sind Klosterschüler. Sie sind Freunde um ihrer äußersten Gegensätzlichkeit willen. „Wie Narziß dunkel und hager, so war Goldmund leuchtend und blühend. Wie Narziß ein Denker und Zergliederer, so schien Goldmund ein Träumer und eine kindliche Seele zu sein" [30]). Beide haben das Klosterleben erwählt. Narziß aber, der ältere, der Lehrer, der Goldmunds Wesen als „die andere, verlorene Hälfte seiner eigenen" [31]) erkennt,

28) a.a.O. S. 110.
29) Berlin 1930.
30) Narziß und Goldmund, Seite 27.
31) a.a.O. S. 44.

sieht, daß dem Freunde aus seiner anderen Natur andere Bestimmung erwachsen muß. Er belehrt ihn: „Du bist Künstler, ich bin Denker. Du schläfst an der Brust der Mutter, ich wache in der Wüste. Mir scheint die Sonne, dir scheinen Mond und Sterne, deine Träume sind von Mädchen, meine von Knaben. "[32]). Er nennt die Herkunft des Freundes eine mütterliche und weckt in dem Mutterlosen die verlorene Erinnerung an die frühe Kindheit und die Mutter wieder auf. Dies ist Goldmunds Erweckung zu sich selbst. „Er sah, er war sehend geworden. Er sah Sie. Er sah die Große, Strahlende mit dem voll blühenden Munde, mit den leuchtenden Haaren. Er sah seine Mutter[33])". Mit dem Mutterbild hat Goldmund „seine Seele wieder gefunden und war bereit, ihrem Ruf zu folgen, wohin sie ihn aber führen werde, ahnte er noch nicht[34])". Durch das Liebeserlebnis mit der Zigeunerin Lise erfährt er, daß er zum Leben und zur Liebe bestimmt sei. Er verläßt das Kloster und den Freund und zieht mit gierig offenen Sinnen als Vagant „lüstern und neugierig durch die Welt, seinen starken dunklen Trieben nach, stürmisch und unersättlich, ein großes Kind[35])". Er weiß kein Ziel für seinen Weg, der ihn von Dorf zu Dorf, von Frau zu Frau, durch Hunger, Todesgefahr und Mord und schließlich durch alle düsterwilden Pestgreuel führt. Immer wieder aber taucht als Leitstern das Bild der Mutter auf. Es ist längst nicht mehr das Bild der eigenen Mutter, es hat sich ins Mythische ausgeweitet. „In den Tagen der Wanderung, in den Liebesnächten, in den Zeiten der Sehnsucht, den Zeiten der Lebensgefahr und Todesnähe hatte das Muttergesicht sich langsam verwandelt und bereichert, war tiefer und vielfältiger geworden ..., das Bild einer Eva, einer Menschenmutter[36])". Die Mutter erscheint als das Leben selbst, und Goldmund erfährt, „daß sein Weg zur Mutter führe, zur Wollust und zum Tode. Die väterliche Seite des Lebens, der Geist, der Wille, war nicht seine Heimat[37])". Vorübergehend erlebt er zwar die Einigung von Seele und Geist in der Kunst, während er Bildwerke schnitzt in der Lehre eines großen Meisters. Aber er sieht das Gesicht der Urmutter wie zu den Geburten, den Toden, auch lächeln zur Kunst, und es zieht ihn aufs neue in den lebendigen Strom. Alles Erleben erfährt er nun mit dem Sinn, daß es das Mutterbild immer klarer heraushöbe aus seiner Schemenhaftigkeit, damit er als Erfüllung seines Lebens es nachbilden könnte als sein erhabenstes Kunstwerk. Denn der Rausch der Liebesnächte, der Ausdruck im Antlitz der Gebärenden, die Gesichter der an der Pest Gestorbenen, die vielen Frauen, die sich ihm schenken, und die wenigen, die sich ihm versagen, all dies fügt Züge zum Bilde der kosmischen Mutter. Aber die Riesin am Rande der Welt läßt sich nicht bannen, sie bleibt Geheimnis; statt daß Goldmund sie

32) a.a.O. S. 64.
33) a.a.O. S. 75.
34) a.a.O. S. 80.
35) a.a.O. S. 397.
36) a.a.O. S. 218.
37) a.a.O. S. 227.

bildet, bildet sie ihn, und wie zum Leben, lockt sie ihn endlich zum Tode. Denn von dem müden Landfahrer, der heimkehrt ins Kloster, heißt es, daß ihm das wilde Lied des Todes ganz anders klang, „nicht beinern und streng, sondern eher süß und verführend, heimwärtslockend, mütterlich. Für ihn war der Tod auch eine Mutter und Geliebte, sein Ruf ein Liebeslocken, seine Berührung ein Liebesschauer[38])". Sterbend erkennt er in der Mutter den Sinn seines Lebens: „Sie ist überall. Sie war die Zigeunerin Lise, sie war die schöne Madonna des Meisters Niklaus, sie war das Leben, die Liebe, die Wollust, sie war auch die Angst, der Hunger, der Trieb. Jetzt ist sie der Tod, sie hat ihre Finger in meiner Brust[39])".

Diese Erzählung ist die dichterische Darstellung der Antithese Geist — Leben, die im Bilde der Freundschaft der beiden Vertreter der väterlichen und der mütterlichen Welt zu einer scheinbar friedlichen Synthese sich fügt. Aber am Ausgang des Buches, mit dem Tode Goldmunds, erfolgt wieder der Bruch dieser Harmonie. Der klaffende Zwiespalt, in dem Hesse sein eigenes Wesen schmerzlich entblößt, da er zur Geistigkeit wie zur Sinnlichkeit ungewöhnlich fähig ist, dieser Zwiespalt ist zugleich der Zwiespalt seiner Zeit, die ihn ausspricht in der Formel „Geist als Widersacher der Seele". Die Stellungnahme, die diese Formel enthält, wiederholt Hesse in seiner Erzählung. Denn wenn die beiden unendlich entfernten Welten einen Waffenstillstand eingehen in der Freundschaft von Narziß und Goldmund, so dient er hier nur der Gelegenheit, die mütterliche Gewalt der Lebensseite dichterisch zu entfalten.

Ebenso wichtig wie das Ergebnis des zwiespältigen Ringens ist für das Wesen von Hesses Dichtungen jedoch der Prozeß des Ringens selbst, der zu dem Ergebnis hinführt. Dieses ist zwar eindeutig genug, den Dichter, als Vertreter des Muttergedankens, auf seiten einer Ueberbewertung des Mütterlichen erscheinen zu lassen, aber es stellt sich nicht ganz rein und ungetrübt als endgültige Ablehnung des Geistigen dar. Die dualistische Spannung, oft entscheidungslos, ist der Kern seiner meisten Werke. Er nennt sein Verhältnis zum sogenannten „Geist" genau dasselbe wie das zum Essen und Trinken: „Manchmal gibt es nichts in der Welt, was mich so heftig anzieht und mir so unentbehrlich scheint wie der Geist, wie die Möglichkeit der Abstraktion, der Logik, der Idee. Dann wieder, wenn ich satt davon bin und das Gegenteil brauche, ekelt aller Geist mich an wie verdorbenes Essen[40])". Ein andermal sucht er den Zwiespalt durch skeptischen Relativismus auszulöschen: „Das Sinnliche ist um kein Haar mehr wert als der Geist, so wenig wie umgekehrt. Es ist alles eins, es ist alles gleich gut. Es ist einerlei, ob du Mönch auf dem Berge Athos

38) a.a.O. S. 296.
39) a.a.O. S. 416.
40) „Kurgast" Berlin 1925 S. 139 f.

bist oder Lebemann in Paris." [41]) Aber der klaffende Riß, der mitten durch des Dichters eigene Natur geht, läßt sich nicht verleugnen. Denn es „befriedet Natur uns nicht, / ihren Mutterzauber durchstößt / des unsterblichen Geistes Funke / väterlich, macht zum Manne das Kind, / löscht die Unschuld und weckt uns zu Kampf und Gewissen" [42]). Eine Vereinigung der gegensätzlichen Welten wird versucht in der Gestalt des Demian [43]), die nur allzu sehr von unentwirrbarer Problematik verstellt ist. Aber Demian verbindet hellste und wachste Geistigkeit mit der Anteilnahme an den magischen Kräften des Unbewußten und weiblicher Gefühligkeit. Im Steppenwolf [44]) jedoch bricht der Zwiespalt wiederum auf. Hier erscheint der Mensch „als die schmale gefährliche Brücke zwischen Natur und Geist. Nach dem Geiste hin, zu Gott hin treibt ihn die innerste Bestimmung — nach der Natur, zur Mutter zurück zieht ihn die innerste Sehnsucht: zwischen beiden Mächten schwankt angstvoll bebend sein Leben." [45]) So furchtbar erscheint hier die Unvereinbarkeit der beiden Welten, daß sie zu Persönlichkeitsspaltung und psychischer Selbstvernichtung führt. In „Narziß und Goldmund" lebt noch schmerzlich die Erkenntnis: „nirgends war . . . Mannsein und Weibsein, . . . Trieb und Geist gleichzeitig zu erleben, immer mußte man das eine mit dem anderen bezahlen, und immer war das eine so wichtig und begehrenswert wie das andere" [46]). Aber die Lösung des Zwiespalts durch Parteinahme für die Mutterseite bahnt sich an in Goldmunds Worten: „Und jetzt neige ich dazu, alles Geistige als väterlich, als unmütterlich und mutterfeindlich anzusehen und es ein wenig gering zu achten" [47]). Vollendet erscheint die Parteinahme des Dichters dann in dem Urteilspruch über den Geist und das Väterliche durch die Klage des sterbenden Goldmund um den in eisiger Vereinsamung zurückbleibenden Freund: „Wie willst denn du einmal sterben, Narziß, wenn du doch keine Mutter hast? Ohne Mutter kann man nicht lieben. Ohne Mutter kann man nicht sterben." [48])

Aber nicht hier erst, in seinem letzten Werk, bekennt sich der Dichter zu einem Ueberwiegen der mütterlichen Gewalten. Schon Peter Camenzind sagt von sich, wie sehr er „leider einem rein animalischen Leben zuneigt" [49]). In den Gedichtbänden finden sich immer wieder Verse, in denen Hesse vor dem „väterlich strengen Ruf des Tages" flieht „in der Mutter Umarmung" [50]). So sehr ist seine gesamte Lyrik von dieser Stimmung durchtränkt, daß es erstaunlich und unecht wirkt, wenn sich mitten darin ein Gedicht

41) „Klingors letzter Sommer" (1920) in „Weg nach Ihnen", Berlin 1931 S. 365 f.
42) „Neue Gedichte" Berlin 1927 S. 57.
43) „Demian" Berlin 1920.
44) „Steppenwolf" Berlin 1927.
45) „Steppenwolf" S. 27 des Traktats.
46) a.a.O. S. 330.
47) a.a.O. S. 87.
48) a.a.O. S. 417.
49) „Peter Camenzind" Berlin 1925 (zuerst ersch. 1904) S. 34.
50) vgl. „die Nacht" in „Trost der Nacht" Berlin 1929 S. 51.

findet, in dem er sich vom „ungeheuren Wellenschlag" des Kriegsbeginns ergriffen erklärt und von diesem Ereignis etwas theatralisch erwartet: „Hebt uns alle zu der Welt / Männlichster Gedanken. / Diese soll, ob alles fällt, / Nimmer in uns wanken!" [51]) Viel echter und seiner Natur gemäßer ist gleich darauf das Bekenntnis „wie sind wir irr gegangen" [52]) und die Anklage der „männlichsten Gedanken", die sich in vielen Variationen wiederholt. „Ich will den Weg zurück / zur geliebten Mutter gehen, / . . . . Mag darüber alles mir zerbrechen, / Was die andern groß und heilig sprechen, / Aller Väterworte bin ich satt, / Steine waren sie an Brotes Statt! . . . Von der dunklen Stimme süß gezogen / Kehr ich heimatwärts und gleite leis / In der Mutterwärme Zauberkreis — / Väter, o wie habt ihr uns belogen!" [53])

In enger Verbindung mit diesem weichen, nachgiebigen Hang zum Mütterlichen muß Hesses Verhältnis zur Musik gesehen werden. Im „Steppenwolf" heißt es: „Im deutschen Geist herrscht das Mutterrecht, die Naturgebundenheit in Form einer Hegemonie der Musik. Wir Geistigen, statt uns mannhaft dagegen zu wehren und dem Geist, dem Logos, dem Wort Gehorsam zu leisten . . ., träumen alle von einer Sprache ohne Worte. Statt sein Instrument möglichst treu und redlich zu spielen, hat der geistige Deutsche stets gegen die Vernunft frondiert und mit der Musik geliebäugelt. Und in der Musik hat der deutsche Geist sich ausgeschwelgt und die Mehrzahl seiner tatsächlichen Aufgaben versäumt." [54]) Es ist offenbar, daß Hesse in diese Feststellung allzu viel von seiner eigenen Haltung der Musik gegenüber hineininterpretiert hat. Und der Tadel, den sie enthält, richtet sich im Grunde wider ihn selbst und beleuchtet aufs neue das Unentschiedene seiner zwiespältigen Natur. Sein Verhältnis zur Musik, der „weiblichsten und süßesten Kunst" [55]), von der er sagt, daß von allen unsichtbaren Mächten sie ihn „am stärksten zu fassen und zu regieren bestimmt" [56]) war, ist nur ein Ausdruck für seine Flucht aus dem hellen Tageslicht der Wirklichkeit. Wo solche Tendenzen vorhanden sind, kann die Musik allerdings zum Rauschmittel werden, das der Erlösung aus Zeit und Bewußtsein und der Auflösung dient. Diese Verlockung der Musik zu schwelgerischer Gefühlshaftigkeit, die Hesse zugleich verurteilt und sehnsüchtig aufsucht, ist es, wider die auch Nietzsche sich wandte in seinem Protest gegen Richard Wagner, von dem die Worte stammen: „Die Musik ist ein Weib" [57]), und der vom Mozart des Don Juan sagt, daß dort „der Musiker der Natur seiner Kunst nach nicht im mindesten etwas anderes war als unbedingt liebendes Weib" [58]). Ebenso hat Stefan George, der

51) „Das Erlebnis" (Sept. 1914) in „Unterwegs" S. 81.
52) a.a.O. S. 95.
53) „Trost der Nacht." S. 67.
54) Steppenwolf S. 168.
55) Peter Camenzind S. 62.
56) Gertrud, München 1910 S. 2.
57) R. Wagner Sämtl. Schriften u. Dichtungen. Volksausg. Leipzig Bd. 3 S. 316.
58) a.a.O. S. 320.

männlichste Dichter, dies „weibliche" Element gemeint mit seiner Ablehnung der Musik als formzerstörender Macht. Der Protest jedoch, den Hesse äußert im oben gegebenen Zitat, reicht nur soweit als die Geltung der geistig-willensmäßigen männlichen Kräfte gegenüber den aus dem Welturgrund stammenden mütterlichen Mächten.

Wenn in vorangehenden Kapiteln die „Müdigkeit am Geist" dargestellt wurde als ein Merkmal der Zeit, in die Hesses Werke fallen, so kann diese Haltung nirgends überzeugendere Erläuterung finden als durch das Werk dieses Dichters selbst, der „eine Individuation seiner Epoche" [59]) genannt wird. In seiner Auflehnung wider den Geist, welcher aller Sehnsucht der Seele „mit bitterem Lächeln greisenhaft spottet," [60]) wider den Verstand, der „dumm und flach" macht und dem es fehlt an „Torheit und Liebe, an Traum, Musik, Phantasie," [61]) offenbart er sich als „der Träger einer überspitzten und hinfällig gewordenen Individuation, die in Auflösung begriffen ist und zu ihrem Urgrunde zurückstrebt" [62]). Er selber bekennt im Nachwort zu den Gedichten der „Krisis" von sich, daß er stünde in „einer jener Etappen des Lebens, wo der Geist seiner selbst müde wird, sich selbst entthront und der Natur, dem Chaos dem Animalischen das Feld räumt" [63]).

Der Muttergedanke in Hesses Werk ist der Sammelpunkt für all das, was sich als Reaktion gegen den Rationalismus erweist. Die Naturseligkeit, aus deren Gestaltung sich der künstlerische Rang mancher Dichtungen Hesses herleitet, ist nur ein Ausdruck dafür. Ebenso steht die Mutter am Ende des Weges zurück in die Kindheit, den der Dichter sehnsüchtig immer wieder sucht; er soll führen in die „selige Heimat, deren wir ... verlaufende Kinder und verirrte Bürger sind" [64]). Dies ist eine Form der Flucht aus der Wirklichkeit, von der er sagt: „Ich stand in ihr ernüchtert und erschreckt / Und habe bald mich still davon gestohlen. / ... Aufklingt aufs neue meiner Kindheit Klang, / Im Goldgeflecht, im süßen Bienensang / Find ich mich schluchzend bei der Mutter wieder" [65]). Wie aber die Mutter als dunkler Anfang des Lebens steht, so ist sie auch sein Ziel und Ende. „Sie war die Quelle des Glücks und die Quelle des Todes, sie gebar ewig, tötete ewig" [66]), heißt es in „Narziß und Goldmund". Sie hat das Angesicht der Nacht und des Todes. „Meine Mutter weiß, wie ich müde bin, / Beugt sich lächelnd herab, hat Sterne im Haar. / . . . Mutter Tod, gib mir die Hand, / Laß mich in deine unendlichen Augen sehn!" [67]). Seinen

---

59) B. E. Werner: H. Hesse Z. 50. Geburtstag. Dtsche Rundschau 1927 S. 57.
60) Musik des Einsamen. Heilbronn 1915. S. 59.
61) Trost der Nacht S. 125.
62) H. R. Schmid: H. Hesse, Frauenfeld 1928 S. 10.
63) Krisis, Berlin 1928 S. 81.
64) Hermann Lauscher. Düsseldorf 1908 (1900) S. 168.
65) Trost der Nacht S. 58.
66) Narziß und Goldmund S. 227.
67) Trost der Nacht S. 115.

eigenen Tod, den er als Traum erlebt, beschreibt er: „ich fiel schon, ich stürzte, sprang, ich flog; in kalte Luftwirbel geschnürt schoß ich selig und vor Qual der Wonne zuckend durchs Unendliche hinabwärts, an die Brust der Mutter“ [68]).

In die Muttersehnsucht fügt sich aber nicht nur des Dichters persönlicher Hang zum Tode, sondern auch die müde Untergangsbereitschaft des europäischen Menschen, die Hesse von seinem Blickpunkt her konstatiert. „Ich glaube nur an Eines: an den Untergang“ [69]), heißt es in „Klingsors letzter Sommer“, und „in der Tiefe ruft die große Mutter . . . Musik des Untergangs ist angestimmt“ [70]). Von Osten her kommt dieser Untergang nach des Dichters Meinung. „Das Ideal der Karamasoffs, ein uraltes asiatisch-okkultes Ideal, beginnt . . . den Geist Europas aufzufressen. Das ist es, was ich den Untergang Europas nenne.“ [71]). Dieser Untergang ist ein „Zurücktaumeln des müden Europageistes zur asiatischen Mutter“ [72]). Darin liegt — mag auch der Dichter vom Untergang „enthusiatisch beseelt“ sein und es deshalb zu einer äußersten Wachheit des Gefühls, einer letzten Zartheit der seelischen Schwingungen, einem trunkenen Rausch herbstlicher Schönheit bringen — die matte Wehrlosigkeit, das willenlose Geschehenlassen, die feministische Dekadenz der Nachkriegszeit, die mit asiatischen Idealen liebäugelt. Wie für Spengler ist dieser Untergang ein notwendiges Schicksal, eine Phase des Lebensablaufs. Mit Klages teilt der Dichter die Hoffnung, daß die Rückkehr ins Chaos Beginn einer glücklicheren Zeit sein mag — denn es ist Rückkehr zur Mutter, und die Mutter ist Anfang wie Ende, Tod und Wiedergeburt.

Aber nicht nur Passivität treibt den Dichter den Weg zur Mutter hinab, zur Natur, zur Kindheit, zu Tod und Untergang — er erhebt diesen Weg zur Forderung, zur einzigen, zum sittlichen Ideal und wendet seine letzte Aktivität daran. Die Mutter ist auch der dunkelste Grund des Menschen, das Unbewußte, aus dem ihm jegliche Bestimmung erwächst. Dieser Bestimmung zu folgen, ist die einzige Pflicht. Ihr entspricht eine Tugend, „eine einzige. Sie heißt Eigensinn.“ [73]). Goldmund geht diesen „Weg nach Innen“. Ohne jede sittliche Orientierung ist sein Leben. „Eines aber wußte er: Der Mutter zu folgen, von ihr gezogen und gerufen zu werden, das war gut, das war Leben.“ [74]) Diesen Weg geht auch Anselm im Märchen Iris. „In sich innen fühlte er ein Wesen, dem folgte er, und das Wesen in ihm konnte zu Zeiten sprechen und seine Stimme war die der Iris und die der Mutter.“ [75]) Diesen Weg

68) Märchen, Berlin 1919 S. 97.
69) Klingsors letzter Sommer in „Weg nach Innen“. Berlin 1919 S. 97.
70) a.a.O. S. 399.
71) Blick ins Chaos, Bern 1922. S. 2.
72) a.a.O. S. 7.
73) Sinclairs Notizbuch. Zürich 1923. S. 39.
74) a.a.O. S. 247.
75) Märchen, Berlin 1919. S. 180.

gehen auch alle Mitglieder des „Bundes", der sich zusammengetan hat zur „Morgenlandfahrt", und zu dem viele Gestalten aus Hesses Büchern, er selbst und Novalis, Mozart, Parzival, Witiko und andere Fahrer in die „Heimat der Seele" gehören. „Selbstmörder" nennt Hesse sich und alle, die diese Forderung erfüllen, denen „nicht mehr die (ethische) Vollendung und Ausgestaltung ihrer selbst als Lebensziel erscheint, sondern ihre Auflösung, zurück zur Mutter, zurück ins All" [76]). „Selbstmord" ist allerdings der so verstandene Weg zur Mutter, denn „wer wirklich gar nichts will als sein Schicksal, der hat nicht seinesgleichen mehr, der steht ganz allein und hat nur den kalten Weltenraum um sich . . ., der hat weder Vorbilder noch Ideale mehr, nichts Liebes, nichts Tröstliches hat er" [77]). Diese Lösung aus allen Bindungen, die absolute Gemeinschaftslosigkeit, führt dann zu der „Krankheit, die leider Mode ist, und der man jeden Tag bei intelligenteren Menschen begegnet. Es ist mit moral insanity verwandt und könnte auch Individualismus oder eingebildete Einsamkeit genannt werden" [78]).

So führt der Weg zur Mutter, statt zu gesundem Leben, schließlich zur Auflösung des Lebens, zur Krankheit. Nicht nur die mütterliche Lebensseite des Dichters geht den Weg nach innen, sondern auch der väterliche Geistanteil, der ihm geblieben ist, drängt als rationalistischer Psychologismus denselben Weg in das Unbewußte, und er nennt das die „Höllenreise durch mich selbst" [79]). Er folgt dem Trieb der Zeit zur psychologischen Analyse, und dadurch gestaltet sich sein Mutterproblem komplizierter in doppelter Hinsicht: einmal, insofern er ihm Züge beilegt, die es (bezeichnend für die Zeit!) in der psychoanalytischen Praxis hat, und zum anderen, weil sein persönliches Verhältnis zum Bild der Mutter tatsächlich z. T. pathologische Prägung hat. So wird Goldmunds vergessene Kindheit und verlorenes Mutterbild als Verdrängung dargestellt. Er gehört zu den Menschen, „welchen ein Stück aus ihrem Leben verloren gegangen ist, welche unter dem Druck irgend einer Not oder Bezauberung sich dazu verstehen mußten, einen Teil ihrer Vergangenheit zu vergessen" [80]). Narziß leistet die Bewußtmachung, denn „er hatte den Dämon, von dem sein Freund besessen war, bei Namen gerufen, er hatte ihn gestellt" [81]). Hesses genaue Kenntnis der Seelenbilderwelt, mit der die Tiefenpsychologie arbeitet, erweist sich in der Beschreibung von Goldmunds Mutterträumen. Da wird „ein griechischer Buchstabe zum rennenden P f e r d, zur bäumenden S c h l a n g e" [82]). Aber nicht nur in diesem letzten Werke ist das Mutterproblem psychoanalytisch gefärbt — der „Steppenwolf" ist noch mehr angewandte

76) Steppenwolf, Traktat, S. 10.
77) Demian, S. 200 f.
78) Gertrud S. 195.
79) Kurzgefaßter Lebenslauf, Die Neue Rundschau, 36. Jg. Bd. II, 1935, S. 849.
80) a.a.O. S. 57.
81) a.a.O. S. 66.
82) a.a.O. S. 85.

Psychoanalyse als Kunstwerk, und der „Demian" ist „die Frucht der intensiven, alle Fragen der modernen Psychotherapie streifenden Gespräche" [83]) Hesses mit seinem Arzte, einem Jungschüler. In diesem Roman gewinnt der Muttergedanke gar insoferne das Ansehen eines „Oedipuskomplexes", als der Weg zur Mutter, den Sinclair geht, durch den Traummord am Vater und durch den Traum vom Mutterinzest führt. Hesses Biograph, Hugo Ball, deutet an, daß die Schwierigkeit seiner jungen Jahre, sein „Seminaristenkonflikt", die „wahnwitzige, ihm damals kaum bewußte Liebe zum Symbol der Mutter in ihrer unbegrenzten Hingabe" [84]) war. So ist es wiederum Hesse selbst, der in der Gestalt des Sinclair den mystischen Weg zur Mutter, Frau Eva, geht. Sie ist „die Mutter an und für sich, das Natursymbol der Mutter, die moderne Isis" [85]).

Das Symbol der Mutter beherrscht Hesses ganzes Weltbild als tröstliche und zugleich furchtbare Macht. Wenn der einseitig überbetonte Muttergedanke in den grundsätzlichen Ausführungen bereits als Krankheitssymptom einer kranken Zeit erkannt wurde, so muß er noch fragwürdiger erscheinen in der Ausfertigung dieses Dichters, der ihm aus seiner eigenen neurotischen Natur heraus pathologische Züge beimischt. Angesichts der Dichtung Hesses, die zum Teil schön und bezaubernd aus diesem gefährlichen Grunde wächst, behauptet H. Ball: „Die Neurose ist längst kein Einwand mehr gegen ein Werk und seinen Verfasser. Man kann sie allgemach als das einzig untrügliche Symptom einer künstlerischen Veranlagung betrachten" [86]). Damit rührt er an die Frage, die Hesse selber als das Thema fast aller seiner Schriften bezeichnet, die Frage, „ob unter gewissen Zeit- und Kulturumständen es nicht würdiger, edler, richtiger sei, Psychopath zu werden und sich diesen Zeitumständen unter Opferung aller Ideale anzupassen" [87]). Demgegenüber muß betont werden, daß eine verfallende Kultur von Psychopathen sicherlich nicht gerettet wird, und daß die Bezeichnungen „gesund" und „krank" auch für die Dichtung und die Kunst überhaupt als wertende Bestimmungen zu gelten haben, wenn die völkische Gesamtkultur der Maßstab der Wertung ist.

C) E. Wiechert.

In den Werken von Hauptmann und Hesse erwies sich der Muttergedanke als ein Mißverhältnis der Geschlechterordnung im Welt- und Menschenbild dieser Dichter und ihrer Zeit. Es war

83) H. Ball: H. Hesse, Berlin 1927. S. 153.
84) a.a.O. S. 72.
85) a.a.O. S. 72.
86) a.a.O. S. 228.
87) Kurgast. S. 80

ein Mißverhältnis doppelter Art, insoferne beide Geschlechter ihrem Standort entrückt erschienen in der natürlichen Ordnung: der Mann war abgesunken aus der ihm zugehörigen Sphäre herrscherlicher Willens- und formender Geistkräfte in müde und feministische Passivität. Die Frau hatte er in unangemessener Vergötzung zum Dämon allgewaltigen Sinnenzaubers erhoben. Nicht in demselben Sinne kann Wiechert als weiterer Vertreter des Muttergedankens hier genannt werden. Er wird vielfach jener Gruppe von Dichtern zugeordnet, die schon vor dem politischen Umbruch der kulturellen Neuordnung in der Stille die Wege ebneten. Eine solche Zuordnung besteht sogar inbezug auf unser Problem teilweise zu Recht: denn Wiechert stellt die Frau wieder hinein in den ihr zukommenden Bereich echten Muttertums, in Gestalten, die ihr mütterliches Sein vollkommen erfüllen. Entscheidend aber ist: es fehlt die solchem Frauentum entsprechende, ebenbürtige Männlichkeit. Wiecherts Männergestalten kranken insgesamt in irgendeiner die Problematik dieses Dichters offenbarenden Form an den vielfachen seelischen Müdigkeits- und Schwächeerscheinungen der Nachkriegszeit. Seinem starken Bedürfnis nach ethischer Orientierung erscheint das edle und in sich ruhende Muttertum als Leitbild und wird zum sittlichen Zentrum des Menschseins schlechthin. Damit aber ist die Form benannt, in der auch hier die mütterliche Lebensseite, entgegen der natürlichen Ordnung, die männliche überragt und beherrscht, und die Art und Weise angedeutet, in der sich hier der Muttergedanke ausprägt.

Am reinsten dargestellt ist dieser „Mythos der Mutter" in dem Drama „Der verlorene Sohn"[88]). Wie sehr hier die Mutter über die männliche Welt hinausgehoben wird, wurde bereits erschöpfend aufgezeigt in dem Aufsatz von L. Ganzer-Gottschewski: Ernst Wiechert und das Mutterrecht[89]). Auch H. Pongs[90]) stellt für dies Werk den „Gegensatz zum Vatergeist" fest, weil hier „Mutter und Muttersohn gegen Vater und Vatersohn" ausgespielt werden. Nicht an diesem Gegensatz aber entzündet sich das Geschehen, sondern es bleibt beschränkt auf den heimlichen und sehr innerlichen Bereich der Bindung zwischen Mutter und Sohn, mit dem Ziel, die Mutter darzustellen als den letzten Sinn des großen Krieges. Johannes, der Muttersohn, der das Elternhaus verlassen hat, wird in der Fremde von einem verkrüppelten Soldaten belehrt: „Im Krieg gibt es nämlich nur Mütter und Söhne. Das sind die, die geben. Alle anderen wollen haben und nehmen. Aber die Mütter und die Söhne geben, mit vollen Händen, alles was sie haben . . . Es ist nicht wahr, daß der Krieg eine Sache zwischen Männern ist . . . Der Krieg ist nur eine Sache zwischen Müttern und Söhnen."[91]) Diese Erkenntnis trifft ihn in dem Augenblick,

88) München 1935.
89) Deutsches Volkstum Jg. 1936, S. 203.
90) Neue Kriegs- und Nachkriegsbücher, Dichtung und Volkstum 37. Bd. S 224.
91) Der verlorene Sohn, S. 27.

da er das biblische Gleichnis vom verlorenen Sohn auf sich angewandt hat mit der für ihn gültigen Wendung: ich will mich aufmachen und zu meiner Mutter gehen und zu ihr sagen „Mutter, ich habe gesündigt . . .". Der Soldat belehrt ihn: „Dachtest du, es heißt, daß einer sein Gut verbracht hat mit Prassen? Nein, das heißt nur, daß einer sein Leben bewahrt hat. Die Mutter aber hat es nicht bewahrt, damals. Sie hat nur gedacht, daß etwas bleibt, wenn sie selbst nicht bleibt. Und das ist es nämlich . . . .: daß etwas bleibt, auch wenn wir nicht bleiben!" [92]). Da macht sich der verlorene Sohn auf und zieht in den Krieg, d. h. heim, zur Mutter, denn er begibt sich unter das Gesetz, unter dem die Mutter steht, und das der Dichter zum Gesetz allen Lebens erhebt. Als die Stärkere und Größere erweist sich die Mutter dort, wo sie selbst den Sohn aus dem Urlaub wieder in den Krieg und in den Tod schickt, als er schwach zu werden droht, damit er das Gesetz erfülle, wie sie es erfüllt hat vor seiner Geburt, als sie versucht war, auszuweichen.

Diese Verschiebung des Schwergewichts von der väterlichen auf die mütterliche, von der männlichen auf die weibliche Lebensseite hat ihren Grund nicht so sehr in einer Uebersteigerung der Mutterwelt, sondern in der bei Wiechert allenthalben aufzuweisenden Schwäche des Mannestums. Die Erhebung des mütterlichen Daseinssinnes zum menschlichen Lebensgesetz überhaupt, wie sie der Kern des genannten Dramas ist, gelingt nur der Gestalt des verlorenen Sohnes gegenüber. Der Vater und der Vatersohn sind Vertreter einer verständigen und nüchternen Bewältigung des Alltags, wie Wiechert sie immer wieder mit allzu einseitiger Sympathieverteilung jenen liebend gezeichneten Vertretern eines zarten, zerbrechlichen Seelentums gegenüberstellt. Dem verlorenen Sohn Johannes entspricht der Johannes des „Jedermann" [93]). Auch er besteht den Krieg nicht durch den Willen zum Sieg, sondern durch demütiges Empfangen und Ertragen des dunklen Schicksals. Hier wie dort ist die Mutter die eigentliche Mitte, und auch hier schon liegt das Motiv von der dem Manne den Weg weisenden Mutter vor: auch diese Mutter schickt den erlahmenden Sohn in den Krieg zurück. Auch dieser Johannes erkennt den Sinn des Krieges in der Mutter: „Wenn ich falle, dann falle ich nicht für das Vaterland oder den Kaiser oder eine Idee, sondern für dich. Alle, die draußen sind, sterben für ihre Mutter . . . . Nicht daß das Heldische oder das Männliche bleibe oder das Furchtlose, sondern daß das Mütterliche bleibe. Es gibt keine Ewigkeit ohne die Mutter." [94]) In dieser Sinngebung liegt durchaus positiv zu Bewertendes, insofern hier die Mütter für das Leben des Volkes stehen, denn „sie sind die Ernteleserinnen der Menschheit, und die Ernte ist das kommende Geschlecht, das Kind,

92) a.a.O. S. 27.
93) München 1932.
94) Jedermann. S. 153.

der ewige Weg in die Zukunft" [95]). Aber darüber hinaus wird auch hier die mütterliche Lebensform zum Maßstab der männlichen erhoben und ins Religiöse hineingesteigert mit fast blasphemischer Bedeutung: „Es ist wie mit Christus . . . Er starb nicht, damit wir erlöst werden, sondern damit ihr Bild aufgerichtet werden konnte zum Troste." [96])

Dieses Versagen des eigentlich Männlichen wird an der Erscheinung des Krieges besonders deutlich. Die Bewährung im Kriege geschieht nicht durch kämpferische Haltung und männliches Führertum, sondern durch Erleiden und Stillhalten, bis es überstanden ist. Wiechert sagt von sich selber inbezug auf den Krieg: „Das Gesetz ergriff mich, und ich tat, wie das Gesetz es befahl. Und immer war das Kind mit mir, das gelehrt worden war, nicht zu töten, und seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst" [97]). Alle die aber, welche das unverstandene Grauen des Krieges überstehen, sind nicht gewachsen an der Bewältigung eines furchtbaren Schicksals, sondern erscheinen irgendwie gebrochen, wenn sie nicht, wie der Johannes im „Jedermann", ihr Leben wieder anknüpfen können an ihr Kinderdasein, in dessen Mittelpunkt die Mutter steht.

Das Versagen am Kriege ist nur ein für die Artung dieser Männlichkeit bedeutungsvoller Sonderfall des Versagens am Leben. Es ist viel Lebensangst und Hilflosigkeit in Wiecherts Büchern. Und immer wieder stehen junge oder gebrochene Menschen in der Ueberzeugung vom „Elend des Menschseins" [98]) und „daß das Leben etwas Schweres und Drohendes über alle Maßen sei" [99]). Diese Ueberzeugung wird getragen von der eigenartigen Melancholie des Wiechertschen Lebensgefühls, das einen besonderen Raum schwermütiger Weite und endloser Traurigkeit schafft für seine Menschen und Landschaften. Man hat vielfach darin einen Wesenszug seiner ostpreußischen Heimat zu sehen gemeint. L. Ganzer-Gottschewski aber weist mit Recht darauf hin, daß das kraftvoll männliche Kolonisatorentum Ostpreußens gänzlich fehlt, und daß es scheint, „als sei der Wind, der über seine Wälder und Ströme weht, aus der Weite der fernen östlichen Ebenen gekommen, genährt vom Atem einer Erde, die unserer Landschaft nicht verwandt ist" [100]). Es ist dies ein Zug, der auf eine heimliche Weise verwandt ist, jener unerlösten Schwere und trauervollen Dunkelheit der Gestalten Ernst Barlachs, seiner Dichtungen wie Skulpturen und Graphiken, deren fremde Artung heute unser Gefühl erkennt. Ebenso sehr als in der Landschaft hat aber diese schwermütige Atmosphäre ihren Grund in Wiecherts persönlicher Veranlagung.

---

[95]) Der Totenwolf. Regensburg u. Leipzig 1924. S. 130.
[96]) Jedermann. S. 153.
[97]) Heimat und Herkunft. Die Neue Literatur 33. Jg. 1932 S. 488.
[98]) Die Flucht (Pseudonym: E. Barany Bjell) Berlin 1916. S. 197.
[99]) Die kleine Passion. Berlin 1929. S. 124.
[100]) a. a. O. S. 105.

die für die dunkle Weite der östlichen Wälder besonders empfänglich ist. „Es ist ein dunkles Land, und die Menschen sind sehr still, und die Vögel singen trauriger als anderswo. Die Wälder schlagen uns tot da unten. Und sie sagen, daß meine Mutter nur die Passion gelesen habe als sie mich erwartete. Nur die Passion, Tag und Nacht." [101]).

Eine solche Veranlagung wird dem Leben gegenüber nicht zu kämpferischer Haltung neigen, sondern vielmehr zu einem stillen Geschehenlassen und Erleiden. Es ist bezeichnend, daß jene Trilogie, von der die beiden Bände „Die kleine Passion" und „Jedermann" vorliegen, den Titel „Passion eines Menschen" trägt. Nur unter dem Bilde der Passion kann das Leben eines Menschen gesehen werden, der von der gleichen Artung ist, wie Wiechert sie von seiner eigenen Jugend bekennt: „alles schon leise beschattet von einer gegenstandslosen Sehnsucht, dem Alltag nicht immer gewachsen, kein Held und kein Eroberer, mehr betrachtend als tätig, früh geneigt, Besonderes zu verklären und vor dem Wirklichen in das Unwirkliche zu flüchten" [102]).

Die einer solchen Artung entsprechende Lebensform vertritt Wiechert in seinen letzten Werken, nachdem er aus der „Erschütterung des Lebens" schließlich „in die Gnade" gefunden hat. Sie verkörpert sich im Ideal eines rein kreatürlichen Daseins, losgelöst von den Satzungen der menschlichen Kultur, nur erfüllt von der demütigen und stillen Fraglosigkeit, in der Pflanze und Tier ihr Dasein vollenden. Neben den fast trollhaften Naturwesen Jürgen Doskocil, Kilian in „Der verlorene Sohn", Tobias in „Die Majorin" und Isegrim in „Der Wald", erfüllen diese Lebensform am vollkommensten die Mütter. Es bedarf nur der willigen Hingabe an das von der Natur ihnen auferlegte Schicksal, damit sie ihr Wesen ganz verwirklichen. Und hier endlich tut sich der Grund des Wiechertschen Muttergedankens auf: Muttertum ist die der Natur am tiefsten verhaftete Form des Menschtums und deshalb Leitbild des Menschtums überhaupt. Es gibt kein Recht und kein Sittengesetz außerhalb dieser Ordnung. Es herrscht in ihr das „Recht des Blutes", und das ist „ein neues Recht, das doch so uralt ist . . . wenn der Seidelbast blüht im Frühling, dann hat er recht . . . und wenn der Habicht niederstößt und tötet, dann hat er recht" [103]), nach diesem Recht des Blutes, welches das von der Natur gemeinte Schicksal ist. Der Mensch erfüllt dieses Schicksal am vollkommensten in einem Leben vor aller Kultur, mit der Erde und dem Pfluge, dem „stillsten Gerät der Erde" [104]). Als solchen Lebens Mitte erscheint die Mutter, „mit dem Gleichmut eines Tieres oder eines Kindes, dessen Leben nicht über den Kreis seiner Erde reicht und das des Besitzes der kommenden

101) Der Knecht Gottes Andreas Nyland. Berlin 1926. S. 10 f.
102) Wälder und Menschen. München 1936. S. 33.
103) Die kleine Passion. S. 311.
104) Die Majorin. München 1934. S. 49.

Tage so gewiß ist wie des Atems in seinem Munde“ [105]). Dieses Ideal verwirklicht der Soldat Michael Anders, der im Grauen des Krieges erwacht und erkennt: „Zweierlei hat uns Gott gesandt, seinen Sohn und den Pflug. Und wir? Und dies?“ [106]) Er folgt der Stimme seines Blutes und wird fahnenflüchtig, um sein Leben, wie es ihn treibt, an die Scholle zu wenden auf dem flandrischen Gehöft der Bäuerin Charlot, die auch hier der mütterliche Mittelpunkt ist: „Mein Wille ist, daß Korn wächst und Wolken ziehen, daß Tiere mit einander spielen und Kinder auf einer Wiese lachen. Und ich glaube, daß die Erde denselben Willen hat“. [107])

Das Ideal des an der Mutter orientierten Lebens geht, wie bei Hauptmann und Hesse, einher mit der Ablehnung alles dessen, was über dies bloß kreatürliche Existieren hinausführt: der Strebungen des tätigen Menschengeistes und ihrer Verwirklichungen in der Kultur. „Die Menschheit hat sich ein Haus gebaut, in schwerer, in blutiger Arbeit, das Haus des zwanzigsten Jahrhunderts. Es brockelt in diesem Hause . . .“.[108]) Bei dieser für die Nachkriegszeit durchaus richtigen Einsicht in die Mängel der Zivilisation bleibt es jedoch nicht. Wiechert lehnt um des Ideals eines im kreatürlichen Sein beschlossenen Lebens willen jede städtische Kultur ab. Aufschlußreich in diesem Sinn ist die Legende „Der Städtegründer“ [109]). Sie beginnt mit einem die Mutter Erde anrufenden Gedicht und endet mit der Prophezeiung des Städtezerstörers, der von der Erde austilgen wird, was des Städtegründers Tat ins Leben rief.

So radikal ist diese Ablehnung der Kultur und von solcher Heftigkeit, daß sich aus ihr die leidenschaftliche Inbrunst jener kämpferischen Gestalten speisen kann, die in des Dichters erster Periode seine suchende Lebensunruhe verkörpern. Sie sind von einer ans Tragische grenzenden Unbedingtheit und überspannten Maßlosigkeit. Solche Gestalten sind Henner Wittich in „Der Wald“, Wolf Wiedensahl, der Totenwolf und der Knecht Gottes Andreas Nyland. Ihr stürmendes und verzweifeltes Suchen gilt der verschütteten „deutschen Seele“, die eine „Waldesseele“ genannt wird. Henner Wittich und Wolf Wiedensahl versuchen es im Haß, der sich gegen alles Christliche wendet. Andreas Nyland will die deutsche Erde erlösen, indem er ebenso extrem das Mitleiden verkörpert bis zur fast perversen Leidenssucht. Alle diese Unbedingten aber sind in ihrer Persönlichkeit gebrochen und unschöpferisch, und ihr Kämpfertum ist nur der verzweifelte und verkrampfte Ausdruck dafür. „Du wirst nicht siegen. Nur die Satten siegen . . .“ [110]), weiß von vornherein der Totenwolf, und es bleibt kein Zweifel, „daß hier letzten Endes Schwächen des

[105]) Die Flucht ins Ewige, in Der silberne Wagen, Berlin 1936 (1928), S. 234.
[106]) a.a.O. S. 222.
[107]) a.a.O. S. 234.
[108]) Der Knecht Gottes, S. 279.
[109]) Süddeutsche Monatshefte 23. Jg. S. 71
[110]) Der Totenwolf, Rezensburg-Leipzig 1924, S. 97.

Mannseins in den Mantel eines metaphysischen Idealismus gekleidet sind“ [111]). Auch diese sich so unbedingt gebärdende Männlichkeit reckt im Versagen flehentlich die Hände auf zur mütterlichen Frau: „ein Mensch bin ich . . . Du aber, was weiß ich von Dir . . . wie die Erde bis Du, der ich mein Blut geben will . . . dunkel und unbekannt . . . und ich glaube, daß mein Blut erblühen wird in Dir . . . ich werde nicht vollenden. Denke was Du bist für mich, für meinen Glauben! Weib und Göttin, Mutter Erde Du . . . . .“ [112]).

Ueber die maßlose Unbedingtheit der Lebensforderung in dieser früheren Periode hinweg findet dann Wiechert „in die Heimat seiner selbst, in das große und einfache Müssen“ [113]). Er richtet das Ethos der Bescheidung auf, der dienenden Hingabe an das Schicksal, der stillen Erfüllung der Naturgesetze. Es ist das Ethos des „stillen Lebens“ und zugleich das Ethos der Mutter. Er schafft aus diesem Ethos mütterliche Gestalten wie die der Regina Amstetten in der gleichnamigen Erzählung, die sich beugt unter das Gesetz, trotz ihres Witwentums und trotz ihrer erwachsenen Söhne, denn „noch einmal hat ihr Leib geblüht“ [114]). Da ist Frau Charisius, neben der die unmännliche Verträumtheit und Lebensunfähigkeit des Regierungsrats van den Berge fast peinlich wirkt, die aber seine Hilflosigkeit an ihr Herz nimmt: „Es muß selig sein, bis zu seinem Tode ein Kind dort zu halten . . .“ [115]). Am reinsten und edelsten aber wird dieses Ethos verkörpert in der Gestalt der „Majorin“, weil es hier den Entschluß verlangt, „fortzugehen aus einem Land, in dem zu nehmen erlaubt ist, in ein Land, in dem nur zu geben erlaubt ist, wie es sich für eine Mutter gehört“ [116]). Die hier erfüllte sittliche Forderung der entsagungsvollen Hingabe wird dann im verlorenen Sohn auf die männliche Welt übertragen und auch dort erfüllt im Sinne eines: Wenn ihr nicht werdet wie die Mütter . . . . .

Es soll keineswegs die stille Tapferkeit übersehen werden, die ein solches Ethos der Beugung unter das Gesetz und der Hingabe verlangt. Aber es ist die der Frau zugeordnete Form der Tapferkeit. Und das Heldentum der Frau, das im Muttertum beschlossen ruht, ist ein wesenhaft anderes Heldentum als das des Mannes. Jenes ist ein natürlich angelegtes Heldentum, das zu seiner Verwirklichung die willige Beugung unter die Natur verlangt. Dieses aber ist ein Heldentum des Willens und der Tat, das sich nur im Kampf bewährt. Es geht nicht an, daß eines zum Vorbild für das andere erhoben wird. Denn Mann und Frau haben jeder in ihrem eigenen Lebensbereich sich zu bewähren, wo eine natürliche Kultur verwirklicht werden soll. Zwar ist es Wiechert zu danken,

111) W. von Stein: E. Wiechert. Bonn 1937. S. 58.
112) Der Totenwolf. S. 236.
113) Der Mann von vierzig Jahren, in „Die Flöte des Pan.“ S. 101.
114) Regina Amstetten, in „Das heilige Jahr“. S. 7.
115) Der Mann von vierzig Jahren. S. 107.
116) Die Majorin. S. 225.

wenn er nach all den früher aufgezeigten Fälschungen des Mutterbildes echtes Muttertum darstellt, weil unser Volk „ein hohes Bild der Mutter braucht wie sein täglich Brot“ [117]). Aber „wo das neue Bild der Mutter, der Frau gezeichnet wird, muß das neue Bild des Mannes, des Kämpfers zum mindesten mit gesehen werden“ [118]). An diesem Unvermögen offenbart sich auch Wiecherts Ohnmacht gegenüber den besonderen Forderungen unserer Zeit — so wie er seine Zuflucht nimmt zum Ideal des „stillen Lebens“, von dem aus die bedrohten Grundlagen der germanisch-deutschen, der abendländischen Kultur nicht, zum mindesten nicht allein gerettet werden können.

[117]) L. Ganger-Gottschewski, a.a.O. S. 207.
[118]) a.a.O. S. 204.

V. Wandlung des Muttergedankens.

E. G. Kolbenheyer und H. Carossa.

Die vorausgegangene Betrachtung verschiedener Dichtertypen mag genügend gezeigt haben, wie tief die Zeiterscheinung des einseitig überbetonten Muttergedankens hineingewirkt hat in die Literatur. Da er als Müdigkeits- oder gar als Krankheitserscheinung erkannt wurde, soll die geistesgeschichtliche und literarische Darstellung dieses Phänomens nicht abgeschlossen sein ohne Hinweis auf jene Elemente zeitgenössischer Dichtung, die in der Zeit geistiger Auflösung und Erschlaffung gesunde und unversehrte Substanz einzusetzen hatten und so den Grund gelegt haben für die Literatur einer neuen Zeit. Als Vertreter einer solchen dichterischen Haltung seien hier Kolbenheyer und Carossa aufgeführt. Wenn Hauptmann und Hesse ihrer Zeit verfallen waren und in Wechselwirkung von ihr geprägt wurden und sie prägten, wenn Wiechert abwehrend seinen Bereich der Stille vor ihr zu bewahren trachtete, um an den „großen Strömen sitzen und die Dinge der Ewigkeit zwischen formenden Händen bewegen“ [1]) zu können, so offenbaren diese beiden Dichter einen sehr bewußten Bezug zu ihrer Zeit und dem, was ihres Amtes ist in ihr. Beide setzen ihr Dichtertum in diesem Sinne ein: Kolbenheyer, weil er aus theoretischen Erwägungen zu der Ueberzeugung gelangt: „Nach einer Zeit der biologischen Entkräftung und der Ueberschwemmung aller Lebensbestände mit auflösend-parasitären Einflüssen kann als biologische Reaktion im Sinne der Lebenserhaltung und des Wiederaufbaues die Bewegung einer ethischen Erneuerung im deutschen Volke erwartet werden“ [2]). Carossa dagegen weiß aus der Erfahrung des eigenen Wesens: „ein Segen ist es für den Künstlergeist, wenn er sich in eine tiefbewegte Zeit hineinentwickeln muß; nur eine solche kann auch aus ihm das Tiefste herausholen“ [3]).

Für das Problem der vorliegenden Untersuchung wird eine solche Ausrichtung bedeuten, daß sie auch für die Verwirrungen im Geschlechterverhältnis die rechte Lösung und ewige Ordnung wieder weiß. Der Muttergedanke als Uebermachtstellung des Weiblich-Mütterlichen, das in einer Welt entkräfteter Männlichkeit die Bedeutung eines vergötzten Idols und letzter Lebenszuflucht gewann, verliert seinen Sinn. An seine Stelle wird treten das

1) Der Dichter und die Jugend. Mainz 1936 o. S.
2) Naturalistischer Konservatismus (1929) in „Stimme“ München 1931. S. 33.
3) Führung und Geleit. Leipzig 1933. S. 170.

echte Frauen- und Muttertum, das in einer männlich geführten Welt seinen ihm zugehörigen Wirkungsbereich ausfüllt. Das bedeutet auch, daß das Muttertum im Geschehen der neuen Dichtung nicht mehr ständig in die gewaltsame Beleuchtung besonderer Verherrlichung gerückt, sondern wieder zum anonymen Lebensgrund wird, verborgen wirkend, wie es zu seinem Wesen gehört.

Kolbenheyer, der in seinem Werke theoretisch und dichterisch sich auseinandersetzt mit der Lage und den Bedürfnissen seiner Zeit, hat sich auch um die rechte Zuordnung von männlicher und weiblicher Lebensform bemüht. Wohl findet sich auch bei ihm die schmerzliche Gewißheit von der Wesensfremdheit der Geschlechter. So bezeugt es das Gespräch des Hans Ochsner, des bärenstarken Landsknechts und Oheims des jungen Paracelsus, mit Gritli, dem jungen Weibe, die ihm gefolgt ist und ihre werdende Mutterschaft loslöst von seinem fährnisreichen Leben; „Gritli, du bist kaum achtzehend Jahr, du bist so jung und weisst din Weg. Und ich, du sollt mir glauben, ich weiss min Weg nit. Es drängt in mir." [4]) So erfährt es der einsame Paracelsus im Lächeln eines Frauenbildes: „ein letztes Geheimnis, das über alle Gedankenschwere, über jede Tiefe, vor der ein Mann mit quälendem Gewissen ringt, hinwegfindet — ein letztes, weibisches, heimliches Eingeschlossensein in das Geheimnis der Natur lag in dem Lächeln, alles Wissen demütigend . . ." [5]). Aber solche Erkenntnisse nötigen hier nicht den Mann zu demütiger Verherrlichung des unverstandenen Frauenwesens, sondern zu kraftvoller und trotziger Behauptung des eigenen Wesens. So erweist sich Kolbenheyer als wahrhaft berufen, „der männlichen Sehnsucht der deutschen Gegenwart den Spiegel vorzuhalten" [6]).

Seine Natur ist der feministischen Tendenz, die als Ermüdung des männlichen Geistes und Reaktion auf die männliche Vereinseitigung der Zivilisation in Erscheinung tritt, nicht gefolgt, sondern vertritt eine naturgemäße Seinsordnung in wiederholten Mahnungen. „Der Mann hatte vergessen, daß er sich schändet, wenn er das Wesen der Frau geringschätzig übersieht und dem eigenen Wesen gegenüber in Exaltation gerät. Was erniedrigt mehr als die Entwürdigung dessen, mit dem man auf Tod und Leben um des letzten Lebens willen verbunden ist?" [7]).

Die Summe dessen, was Kolbenheyer vorzubringen hat zum Geschlechterproblem, findet sich schon in seinem Roman Montsalvasch [8]). Wie sehr sich der Dichter seiner Zeit und Kultur verantwortlich fühlt, zeigt die Fülle der grundsätzlichen Aeußerungen zu den Fragen der Emanzipation und weiblichen Gleichberechtigungs-

4) Die Kindheit des Paracelsus. München 1917. S. 306.
5) Das dritte Reich des Paracelsus. München 1926. S. 71.
6) C. Wandrey: Kolbenheyer. München 1934. S. 130.
7) Das Lächeln der Penaten. München 1927. S. 93.
8) München 1925 (1912 zuerst erschienen)

bestrebungen in den Gesprächen des jungen Helden, Ulrich Bihander, mit der Studentin Martha Rörs. In ihre theoretischen Erörterungen über Stellung und Aufgaben der Geschlechter greift das Leben selber, sie erprobend, ein. Die unverbildete Art Ulrichs besteht vor der Forderung, die sich mit dem zu erwartenden Kinde für sie erhebt: „Unserem innersten Leben sind wir gefolgt, es muß uns weiter führen [9]) — Du und ich, wir haben nur das Kind nach allen Möglichkeiten hin zu sichern“ [10]). Die Studentin aber, die sich für frauenrechtlerische Ideen glaubt einsetzen zu müssen, versagt vor dieser natürlichsten Aufgabe und entzieht sich der Mutterschaft.

Es darf nicht übersehen werden, daß das Mutterproblem nur geringen Raum einnimmt in diesem Roman, der im wesentlichen die Entwicklung des jungen Bihander schildert. Zur Entwicklung eines kolbenheyerschen Menschen gehört auch die Bewährung in „typisch-elektiver Gattenwahl“ innerhalb des „generativen Funktionskomplexes“. Bewährung aber geschieht immer nur aus gesunder Natur. So ist Ulrich der Exponent eines unverbrauchten Plasmaerbes, Martha dagegen eines verfallenden, wie es der Dichter bei beiden familiengeschichtlich zu belegen versucht. Der ethischen Wertung im herkömmlichen Sinne wird damit ihr Verhalten entzogen, aber es eröffnen sich hier die weiten Perspektiven der kolbenheyerschen Metaphysik, die über den Rahmen dieser Untersuchung hinausreichen.

Die im Sinne einer Kulturerneuerung positiven Ergebnisse seines Werkes, die auf der Ideenlinie dieser Arbeit liegen, sind die männliche Lebensbewältigung und das starke Bewußtsein von der Gliedschaft des einzelnen im Ganzen des Volkes, der auch das Muttertum ganz unmittelbar zu dienen hat, weil ihr der zeugende wie der gebärende Mensch dient. Das Bewußtsein von der Bindung in das volkliche Gefüge, wie zur Vergangenheit so auch zur Zukunft hin, ist so stark, daß für Kolbenheyer selbst die Frage nach dem Sinn des individuellen Lebens sinnlos wird. „Unerlöst aus mir quillt die Ewigkeit, / Ohne Anfang bin ich, ohne Ende“ [11]).

Wie Kolbenheyer findet auch Carossa das Maß eines kulturbewußten Menschentums in der natürlichen Ordnung des Seins. Wenn aber dort hinter dem dichterischen Werk der eifernde Impuls einer philosophischen Weltansicht zu spüren war, so gilt hier die kluge und vorsichtige Einfühlung in alle Bereiche des Lebens, das in seinen Werde- und Sterbeprozessen dem Arzte Carossa nah vertraut ist. Wohl ist das Geschehen in seinen Erlebnisbüchern das Geschehen seiner Zeit. Aber es wird jeder Aktualität entkleidet und dem Blicke des Dichters transparenter Sinnträger der geheimnisvoll wirkenden kosmischen Lebensmacht. In der

9) Montsalvasch S. 319.
10) a.a.O. S. 314.
11) Lyrisches Brevier. München 1929. S. 20.

Weite dieses Weltbildes gehört auch dem tätigen männlichen Geiste wieder Raum und Wirksamkeit. Der Mann „will durch die urmütterliche Verfinsterung hindurch zum klaren schaffenden Tage zurück. An einer Lichtbahn will er bauen helfen. Die soll so hoch emporführen, wie das dunkle Versunkensein tief war“ [12]). Dem Muttertum gehört in des Dichters Werk nicht mehr und nicht weniger als der stille geheiligte Raum, den es im großen Lebensgefüge innehat. In Zeiten der Lebensbedrohung aber kann es erhöhte Bedeutung gewinnen, denn es „stellt sich von lauter kleinen Inseln aus das Ganze wieder her“ [13]). Eine solche Zelle der Gesundung bildet die Mutterschaft der armen Magd Emerenz in Carossas Buche „Der Arzt Gion“. Nach ärztlichem Ermessen darf sie das Kind nicht austragen, weil sie seine Geburt mit dem Leben bezahlen müßte. Emerenz aber weicht trotzdem der Mutterschaft nicht aus, denn sie „ist unter tausend Weibern eine, die wieder guten Glaubens, guten Willens, ein Menschenkind zur Welt gebären will“ [14]). Auch bei Wiechert schon fand sich das Motiv der ihr Leben einsetzenden Mutter in der Gestalt der Regina Amstetten. Dort bedeutete es schmerzliche Anklage gegen die Grausamkeit menschlicher Satzungen und Klage um die Bitternis der Einsamkeit, in der allein die Mutter das Gesetz der Natur erfüllt. Hier aber ist es inmitten des allgemeinen Kulturzerfalls der Nachkriegszeit das Aufblühen des unversehrten Lebenswillens der einfachen Natur. So wird die Mutterschaft der Magd Emerenz die Keimzelle für die „Festung der Seele“, die der Arzt Gion mit wenigen Gleichgesinnten ausbaut im Umkreis seines ärztlichen Wirkens, um das Seine zu tun zur Erneuerung der Kultur. Das Kind aber wird aufgenommen in diesem Kreise als „ein Zeichen neuer Gläubigkeit“ [15]). Die symbolische Bedeutung, die hier das Muttertum gewinnt, wird gesteigert in Mythische, dort wo der Dichter die Aehnlichkeit sieht zwischen dem Antlitz der toten Emerenz und dem steineren des Unbekannten Soldaten: „die beiden konnten Bruder und Schwester sein“ [16]). Im Bilde dieser Aehnlichkeit wird die Tapferkeit der Mutter zugeordnet der Tapferkeit der Helden des großen Krieges — ein Gleichnis ewiger Geschlechterordnung.

12) Geheimnisse des reifen Lebens. Leipzig 1936. S. 122.
13) Der ArztGion. Leipzig. 1932, S. 53.
14) a.a.O. S. 53.
15) a.a.O. S. 208.
16) a.a.O. S. 40

VI. Schlußwort.

Der Weg, den die vorliegende Untersuchung verfolgt hat durch die Erscheinungsformen des Muttergedankens in der Literatur der jüngst vergangenen Zeit, ist ausgemündet in die dichterische Darstellung echten Muttertums als still wirkender Macht in einer Welt neu sich erhebender männlicher Kraft. Das aus dem Grunde der Müdigkeit am Geist sich erhebende Mutterbild einer Zeit geschwächter Männlichkeit wurde erkannt als ein Merkmal tiefer Zerrüttung des Geschlechterverhältnisses. Ueberdies war es mitbestimmt von fremdländischen Einflüssen, die unser Volkstum überschwemmt hatten, da es z. T. asiatische Züge trug. Die deutsche Revolution als Aufbruch der unversiegten Quellen völkischer Kraft hat über alle Unsicherheiten hinweg eine neue Geschlechterordnung aufgerichtet, welche die uralte und ewige ist, weil sie beruht auf dem natürlichen Zusammenwirken der Geschlechter. „Es gibt zwei Welten im Leben eines Volkes: die Welt der Frau und die Welt des Mannes . . . Beide Welten zusammen erst ergeben eine gemeinsame, in der ein Volk zu leben und zu bestehen vermag.“ [1]) Auf dieser klaren Grundlage kann sich die ideale Verwirklichung unserer völkischen Kultur erheben: „In der Mitte des deutschen Lebens die Ruhe des deutschen Frauentums und Muttertums . . . Und diese ruhige Mitte umkreist Bewegung und Fortschritt und Kampf der Männer.“ [2]) Dichtung, die volkstümlich ist in jenem wahrhaften Sinne, da sie der Exponent ist für das edelste völkische Gut, erkennt dieses Ideal als das ihre, wie aus den Beispielen des letzten Kapitels hervorging. Daß aber die Verwirklichung dieses Ideals noch nicht zur Selbstverständlichkeit geworden ist, daß wir noch stehen im Ringen darum, zeigen Beispiele der jüngsten Dichtung. Hier zittern die Erschütterungen der vergangenen Zeit fühlbar nach. J. Berens-Totenohl preist die „Urmütter“ als mythischen Anbeginn: „Flammen sind wir. / Unsere Funken schlagen / aus der Urzeit dunklen Tagen / schöpfungsschwanger hoch empor.“ [3]) Neben der ragenden Lobpreisung aber steht das Bekenntnis der Dichterin zur schicksalhaften Begrenzung: „Tief bog Gott unser Haupt / und goß die heilig-dunkle Schale / aus über uns, als er uns weihte, / daß ewig sich bereite / geheimnisvolles Leid: / Wegzehr der Liebe.“ [4]) — Bei J. Weinheber findet sich die Klage um die Tragik vereinseitigter Männlichkeit: „. . . Wir

1) Adolf Hitler auf dem Reichsparteitag 1936.
2) K. Beyer: Die Ebenbürtigkeit der Frau im nationalsozialistischen Deutschland. Leipzig 1932. S. 20.
3) J. Berens - Totenohl: Das schlafende Brot, Jena 1936 S. 26.
4) a.a.O. S. 28.

aber, wir Täter verlieren uns / immer hinab in den Töter: fort von der Wurzel." [5]) Doch des Dichters Bewußtsein umfaßt auch den Gegenpol des menschlichen Seins: „Aber den Müttern bleibt, / still zu sühnen den Frevel, / bleibt ihr Schoß, von dem Makel frei." [6]) Und die Bindung der Weltgegensätze, deren Auseinanderfallen Tragik bedeutet, verkündet er als heilige Aufgabe: „Weib, der Erde verschworn, und Mann, die Stufen / fügend hinan in göttlich Fernes: So glücke / groß dem Zwiespalt die Mitte, / dauernd das unsre, der Mensch!" [7]) Diese Aufgabe erscheint erfüllt als Bindung der Gegensätze zu harmonisch gefügtem Weltbild in dem Gedicht, das G. Schumanns Sammlung „Wir aber sind das Korn" einleitet: „O Vater Licht! Wie reißt du den Erwachten / In Trotz und Streit und herrliches Erleiden . . . O Mutter Nacht! Wie baust du deine Fülle / Um den Zerstürmten wie ein Münster auf." [8])

Das neue deutsche Menschenbild, und in ihm das neue Frauenbild, bleibt aber auch der zukünftigen Dichtung noch aufgegeben. Denn wenn wir es als neu Errungenes betrachten dürfen, so bedeutet das nicht, daß es künftig unverlierbar wäre, wie denn das Wachsen und Werden des Volkes immer neu an seinen gültigen Werten sich ausrichten muß. So erheben sich schon Stimmen, die auf die Gefährdungen aufmerksam machen, welche dem neuen Mutterbild drohen. Eine solche Gefährdung ist die übermäßige Betonung der biologischen Seite des Muttertums, verbunden mit dem Uebersehen seiner ethischen und gemüthaften Werte. Sie wäre zwar allzu gut verständlich aus der biologischen Not des Volkes, würde aber einen untragbaren Verlust an seelischem und sittlichem Gute bedeuten. „Das Muttertum . . . ist von einer Fülle von Unwägbarkeiten und Unberührbarkeiten bestimmt, daß jeder Versuch, es öffentlich als Programm darzubieten, beinahe schon an seinem Wesen rüttelt. Man weiß auch heute, daß es von Natur nicht den Scheinwerfer verträgt, und daß es wirksamer doch nur ist, wenn es kein ermahnender oder begütigender Laut erreicht" [9]).

Eine andere Gefahr für das Mutterbild ist die, auf die L. Gottschewski hinweist in der Schrift „Männerbund und Frauenfrage" [10]), und die besteht in der Ueberbetonung des männerbündischen Gedankens, insofern die „Vertreter des Männerbundes" dazu neigen, vor der geistigen Bindung in der Kameradschaft die Bindung zwischen Mann und Frau als nur-kreatürlich zu betrachten. „Die Ueberspannung der männerbündischen Idee und die damit verbundene Zurückdrängung von Frau und Familie auf die ausschließlich „naturhafte" Seite des Lebens müssen zum Aufreißen

5) J. Weinheber: Späte Krone, München 1936, S. 58.
6) a.a.O. S. 31.
7) a.a.O. S. 48.
8) G. Schumann: Wir aber sind das Korn, München 1936 S. 9.
9) W. Beer: Die „Moderne" Frau, die Tat, 30. Jg. 1938, S. 101.
10) München 1934.

tiefer Spalten zwischen den Ordnungsformen der Gemeinschaft führen“ [11]). Dieser Gefährdung gegenüber, die durch die neue, über vergangene Müdigkeiten sich erhebende Kraft des Willens und des Geistes erklärt wird, gilt die Mahnung, die H. Johst ausspricht [12]):

„Unter dem Herzen trägt
Die Frau das Wunder des Fleisches.
Trage es, törichter Mann,
Nicht in die Leere
Des Schädels.
Trag‘ es mit bebender Seele
Als Wunder
Vom heiligen Geist!“

11) a.a.O. S. 44.
12) H. Johst: Mutter. München 1921. S. 38.

Lebenslauf.

Ich wurde am 11. 9. 1913 zu Grevenbroich als Tochter des Justizobersekretärs Hubert Heiting und seiner Ehefrau Konstanze, geb. Harck, kath. Religion, geboren.

Nacheinander besuchte ich die kath. Volksschule und die Höhere Mädchenschule zu Grevenbroich, die Studienanstalt Marienberg zu Neuß und das reformrealgymnasiale Oberlyzeum St. Antonius zu Godesberg, wo ich am 12. 2. 1932 die Reifeprüfung ablegte.

Im Anschluß an das Abitur studierte ich vom SS 1932 bis SS 1934 an der Universität Bonn; ich belegte die Fächer: Deutsch, Französisch, Englisch und Philosophie, daneben zeitweise Musikwissenschaft und Latein. Im WS 1934/35 besuchte ich die Universität München. Das darauf folgende Halbjahr verbrachte ich zu Studienzwecken in England und in Frankreich, um im WS 1935/36 wieder nach Bonn zurückzukehren. Im SS 1936 studierte ich wiederum in München. Ich beendigte meine Studien im WS 1936/37 an der Universität Bonn.

Die mündliche Dr.-Prüfung fand am 15. Oktober 1938 statt.